

**Eine deutsche Familie.
Aus dem Leben
unserer Eltern
und Voreltern meinen Geschwistern erzählt**

Dr. HERMANN SCHULZ.





Eine deutsche Familie.

Aus dem Leben

unserer Eltern und Voreltern

meinen Geschwistern erzählt.

Dr. HERMANN SCHULZ.

ISBN 978-3-662-32227-7
DOI 10.1007/978-3-662-33054-8

ISBN 978-3-662-33054-8 (eBook)

Vorwort.

In diesem Buche erzähle ich Euch, liebe Geschwister, aus dem Leben unserer Eltern und Voreltern. Ich beginne mit den Vorfahren von der männlichen Linie und lasse in den Strom der Darstellung, der zeitlichen Reihenfolge nach, die Erinnerungen an die Vorfahren aus den weiblichen Linien einfließen, bis sich an die Geschichte der aus den Häusern unserer Urgroßväter und Urgroßmütter hervorgegangenen Großelternpaare die Jugendzeit und das fernere Leben unserer Eltern und endlich das anschließt, was wir gemeinsam im Elternhause erlebt haben. Es wird manche hervorragende Persönlichkeit zu schildern sein, deren Bedeutung sich weit über den Bezirk des eigenen Hauses hinaus erstreckt hat. In ihrer Gesamtheit wird diese Familiengeschichte, wenn der Plan gelingt, mannigfache Bilder von Geist und Gemüt des Deutschtums der letzten Jahrhunderte geben.

Berlin, Pfingsten 1904.

Hermann.

Inhalt.

	Seite
I. Die männliche Linie unserer Vorfahren	1
II. Unser Urgroßvater Hartwig Johann Christian Schulz und die Vorfahren seiner Gattin Johanne Henriette geborenen Schultz . .	17
III. Unser Großvater Friedrich Schulz und die Vorfahren seiner Gattin Anna geborenen Heusinger	31
IV. Das Haus unserer Großeltern Schulz. Die Jugendzeit unseres Vaters	43
V. Das Handelshaus der Hofkramer Hausmann in Hannover . . .	59
VI. Unser Ururgroßvater Martin Bernhard Hausmann und die Familie Jacobi. Unser Urgroßvater Johann Friedrich Ludwig Hausmann und seine Gattin Minette geborene Lueder	67
VII. Unser Großvater Friedrich Hausmann und die Vorfahren seiner Gattin Luise geborenen Bennighauß. Das Haus unserer Großeltern Hausmann und die Jugendzeit ihrer Kinder . . .	81
VIII. Unser Elternhaus	95

I.

Die männliche Linie unserer Vorfahren.

Schultz

* um 1618.

Kurfürstlich Brandenburgischer Steuerkommissar
in Pritzwalk i. d. Mark.

Johann Schultz

* um 1648.

Königlich Schwedischer Inspektor
in Barth i. Pomm.

Johann David Schultz

* 29. 7. 1678.

Fürstlich Mecklenburgischer Geheimer Sekretär
in Strelitz.

Friedrich Johann Schultz

* 9. 10. 1716. † 22. 1. 1779.

Fürstlich Mecklenburgischer Regierungssekretär
in Ratzeburg.

Hartwig Johann Christian Schulz

* 1. 1. 1746. † 30. 5. 1830.

Herzoglicher Hofprediger und Konsistorialrat
in Braunschweig.

Friedrich Schulz

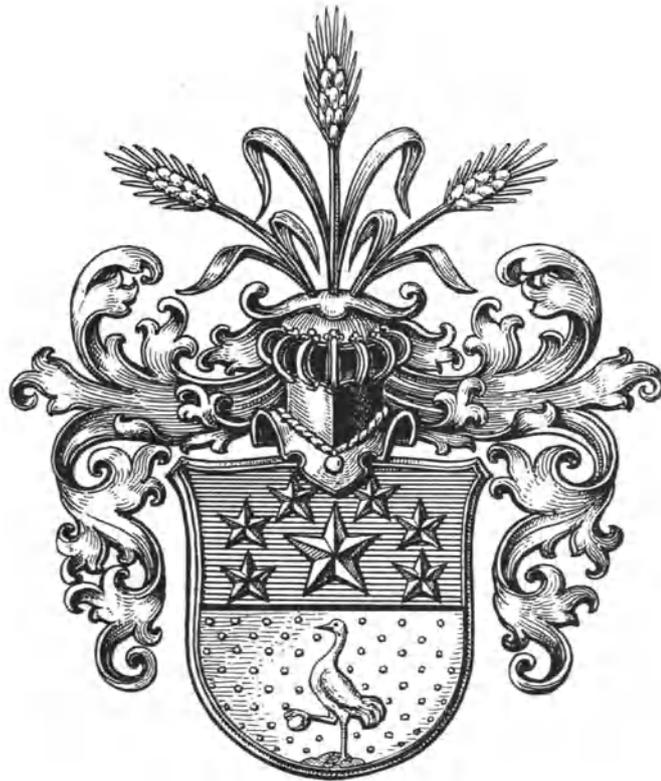
* 28. 2. 1795. † 1. 6. 1864.

Herzoglich Braunschweigischer Staatsminister.

Friedrich Schulz

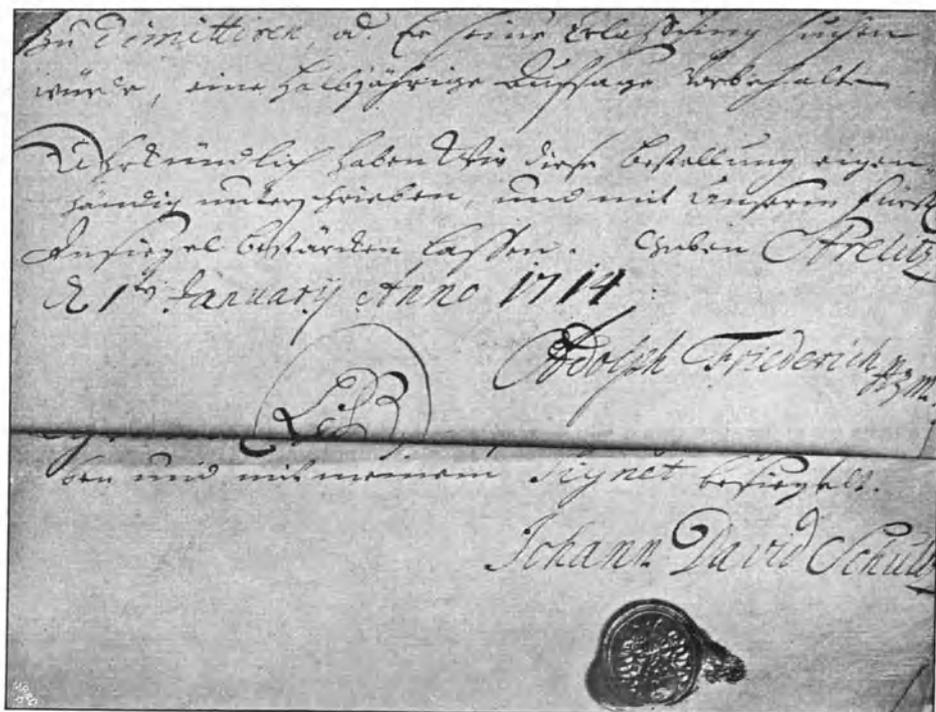
* 10. 9. 1840.

Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichs-Eisenbahn-Amts.



Das Wappen unserer Familie ist geteilt. Im oberen Felde stehen sieben fünfzackige Sterne, unter denen ein größerer in einem nach oben gewölbten Halbkreise von den sechs anderen umgeben ist. Im unteren befindet sich ein Kranich, der mit dem einen Fuße auf einem Hügel steht und mit dem andern einen Stein hält. Der Spangenhelm ist mit drei Ähren geziert. Die älteren Darstellungen geben keine Farben an; die Tinkturen der Felder, blau und gold, für den Kranich naturfarben, für die Sterne und die Ähren gold, sind erst in neuerer Zeit nach heraldischen Regeln angenommen worden.

Das Wappen findet sich zuerst unter einem eidlichen Reverse, den unser Vorfahr Johann David Schultz unter seine vom Herzog Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz am 1. Januar 1714 zu Strelitz vollzogene Ernennung zum Kammersekretär geschrieben hat. Es ist in der Folgezeit noch mehrfach von Johann David und von dessen Sohne, unserm Vorfahren Friedrich Johann, auf amtlichen Urkunden verwendet. Außer durch dieses häufige Vorkommen in den Akten der mecklenburgischen Regierung ist es auch dadurch legalisiert, daß unser Großvater Friedrich Schulz von dem Rechte, es mit den Insignien des ihm verliehenen Großkreuzes vom Orden Heinrichs des Löwen zu schmücken, Gebrauch gemacht hat.



Zu der Schreibweise des Namens ohne t ist erst unser Urgroßvater nach einigem Schwanken übergegangen.

Bis zu Johann David hinauf steht unsere Abstammung, auch abgesehen von der Familientradition und dem Anhalte, den das Wappen gewährt, auf Grund von Kirchenbüchern und anderen Urkunden unzweifelhaft fest. Für die Ermittlung der Herkunft des Johann David ist ein Gesuch um Gehaltserhöhung, das er in seiner Eigenschaft als Pagenhofmeister am 23. Dezember 1704 an den Herzog Adolf Friedrich II. von Mecklenburg-Strelitz richtet, von Wichtigkeit. Im Eingange dieses Schreibens spricht er die Hoffnung aus, der Herzog werde ihn nicht als einen Fremden hinter seinen Untertanen zurückstehen lassen. Hiernach ist er kein geborener Mecklenburg-Strelitzer und ebensowenig ein Mecklenburg-Schweriner, denn auch ein solcher würde sich in Strelitz nicht als fremd bezeichnet haben, zumal in einer Zeit, als seit der letzten Teilung des Herzogtums erst drei Jahre vergangen waren.

Als Geburtsland des Johann David kommt unter diesen Umständen naturgemäß zunächst ein benachbarter Staat in Betracht. Da unser Vorfahr, um als Pagenhofmeister und Kammersekretär angestellt zu werden, studiert gehabt haben muß, so ist sein Name in den Listen einer Universität, und zwar in erster Linie einer nahegelegenen, zu suchen. Berücksichtigt man ferner, daß zur Erlangung jener Stellungen, zu denen sich anfangs noch als Nebenamt eine Tätigkeit als Privatsekretär der Herzogin Johanna, zweiten Gemahlin des Herzogs Adolf Friedrich II., gesellte, für ihn — besonders da

er ein Ausländer war — Empfehlungen erforderlich gewesen sein werden, so liegt die Vermutung nahe, daß sein Vater die Stellung eines höheren oder mittleren Staats- oder Hofbeamten bekleidet hat; zwischen höheren und mittleren Beamten bestand damals noch kein trennender Unterschied. Für die Beamteneigenschaft unserer älteren Vorfahren spricht im übrigen auch das Wappen des Johann David, das in seiner heraldischen Schönheit Anspruch auf ein beträchtliches Alter erheben kann und besonders durch seinen Spangenhelm die Vermutung aufkommen läßt, daß es der Familie verliehen worden ist.

Der Zeitraum, in dem die Immatrikulation zu suchen ist, bestimmt sich einerseits dadurch, daß unser Vorfahr gegen Ende des Jahres 1701 die Pagenhofmeisterstelle erhalten hat, andererseits durch die Erwägung, daß sein Universitätsbesuch nicht von langer Dauer gewesen zu sein scheint; denn obwohl ihm in mehreren amtlichen Schriftstücken die Anrede »Wohlgelahrt« beigelegt ist, wird er doch niemals mit einem akademischen Grade bezeichnet; als Pagenhofmeister standen ihm Bücher und andere Mittel, sich weiter zu bilden, zur Verfügung, überhaupt wurde in jener Zeit das Lernen durch Lehren vielfach betrieben.

Auch die Zeit der Geburt Johann Davids läßt sich im voraus berechnen, und zwar besonders auf Grund folgender Daten: Er ist — wie schon gesagt — gegen Ende des Jahres 1701 Pagenhofmeister geworden, hat sich 1713 verheiratet und hat im Jahre 1746, wahrscheinlich auch 1748 noch gelebt. Hiernach muß er gegen Ende der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts geboren sein. Wäre er später geboren, so wäre er zur Übernahme der Pagenhofmeisterstelle zu jung gewesen, gegen eine frühere Geburtszeit spricht vor allem seine nach damaligen Anschauungen jedenfalls späte Heirat.

Wenn also in der hiernach zu ermittelnden Zeit auf einer der Stadt Alt-Strelitz nahen Universität ein Johann David Schultz studiert hat, der in einem Nachbarstaate gegen Ende der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts als Sohn eines höheren oder mittleren Beamten geboren war, so ist seine Identität mit unserm Vorfahr erwiesen.

Dieser Fall ist in der Matrikel von Greifswald gegeben. Hier ist unter denen, die eingeschrieben worden sind und die Fuchsentaufe erhalten haben, am 27. September 1700 Johann David Schultz Bardensis Pommeranus, d. h. aus Barth in Pommern, verzeichnet. Das Kirchenbuch dieser der mecklenburgischen Grenze nahe gelegenen, früher ziemlich bedeutenden Seestadt gibt an, daß am 29. Juli 1678 Johann David Schultz als Sohn des »Inspektors auf dem Schlosse« Johann Schultz geboren ist. Bemerkenswert ist neben allem übrigen auch der Vorname Johann. Er findet sich unter den Vornamen von Johann David, von dessen Sohne Friedrich Johann und dessen Sohne Hartwig Johann Christian. Der Umstand, daß er also in der Familie bevorzugt war, verleiht der schon an sich ausreichend belegten Annahme eine neue Bekräftigung.

Somit ist der Königlich Schwedische Inspektor Johann Schultze der Vater des Johann David.

Nach dem Kirchenbuche von Barth ist Johann Schultze dort weder geboren, noch hat er dort geheiratet, noch ist er in dieser Stadt gestorben. Er wird zuletzt am 16. Juli 1680 genannt, als er eine Tochter Regina Margretha taufen läßt. Da von dem Jahre 1683 ab im Kirchenbuche eine andere Person als »Inspektor auf dem Schlosse« verzeichnet steht, so ist anzunehmen, daß unser Vorfahr um diese Zeit an einen andern Posten versetzt worden ist.

Auf seine nicht ungünstigen Vermögensverhältnisse fällt etwas Licht dadurch, daß sein Sohn Johann David in der Lage war, sich durch Aufwendung dessen, was er von ihm als Ausstattung empfangen oder ererbt hatte, bei unzureichendem Diensteinkommen, wenn auch knapp, so doch standesgemäß zu unterhalten, bis er im Alter von schon 35 Jahren mit seiner Bestallung zum Kammersekretär höhere Einnahmen erlangte.

Über die Art der amtlichen Tätigkeit des Inspektors ist, da die schwedischen Regierungsakten aus dieser Zeit verloren gegangen sind, nichts bestimmtes zu ermitteln. Sein lateinischer Titel, der in jener Zeit einen geistlichen oder weltlichen Aufsichtsbeamten bezeichnete, deutet aber darauf hin, daß er von dem Schlosse aus, das der Sitz der Regierung war, im Namen des schwedischen Königs über die Stadt oder die sie umgebende Landschaft in irgend einer Richtung eine Aufsicht ausgeübt hat. Jedenfalls muß er, um die für ein solches Amt erforderliche Bildung zu erlangen, studiert gehabt haben.

In der damaligen Zeit sind weite Reisen von Studenten nichts seltenes. Man darf aber annehmen, daß sie regelmäßig nur von solchen unternommen wurden, die entweder begütert waren, oder an entfernten Universitäten Anspruch auf Stipendien hatten, oder sich nicht scheuten, im Falle der Bedürftigkeit um Almosen zu bitten.

Zu den ersteren hat der spätere Inspektor nicht gehört, denn wenn er auch in der Folgezeit in der Lage gewesen ist, seinen Sohn Johann David mit einigem Kapital ausgerüstet nach Strelitz ziehen zu lassen, so mußte dieser doch in seiner Pagenhofmeisterzeit so sehr mit den Talern rechnen, daß von einem Reichtum der Familie nicht die Rede sein kann.

Daß die Angehörigen unserer Familie Aussicht hatten, an einer entfernten Universität ein Stipendium zu erlangen, kann ebenfalls nicht angenommen werden, denn sonst hätte Johann seinen Sohn Johann David dorthin geschickt. Daß er dies aber nicht getan hat, steht fest. Denn Johann David wird nach seinem im Sommer 1700 begonnenen Studium in Greifswald keine weitere Reise mehr unternommen haben, da er schon gegen Ende des folgenden Jahres seine Stelle in Strelitz angetreten hat. Die Annahme aber, daß er vorher eine andere Universität besucht habe, liegt deshalb fern, weil ihm in Greifswald die Fuchsentaufe erteilt worden ist.

Ebensowenig kann Johann Schultz sich unter der dritten Gruppe von Studenten befunden haben. Die Stätigkeit, mit der in jener Zeit der gleiche Beruf in den Familien beibehalten zu werden pflegte, deutet, abgesehen von dem mutmaßlich hohen Alter unsers Wappens, darauf hin, daß der Vater unseres Vorfahren Johann Schultz Beamter war. Söhne von Beamten, die die Absicht hatten, wiederum Beamte zu werden, mußten sich hüten, in ihrer Studentenzeit ihren Ruf zu schädigen, und durften sich nicht dem damals noch üblichen Landstraßenleben der fahrenden Scholaren hingeben.

Nach der Herkunft unsers Vorfahren Johann Schultz ist daher in den Listen der für Barth günstig gelegenen Universitäten zu forschen. In Frage kommt der Zeitraum von 1650 bis 1677.

Barth liegt an der Ostseeküste zwischen Rostock und Greifswald, etwas näher an der zuerst genannten Stadt.

In der Greifswalder Matrikel findet sich ein Johannes Schultz, der aus Mecklenburg stammt. Dieser kann mit Rücksicht auf das erwähnte Gesuch des Johann David unser Vorfahr nicht sein. Aus der darin enthaltenen Bitte, der Herzog möge ihn nicht als einen Fremden gegen seine Untertanen zurückstehen lassen, folgt nämlich nicht nur, daß Johann David selber, sondern auch, daß sein Vater ebenfalls kein geborener Mecklenburger gewesen ist. Denn da Johann David sich in jenem sehr sorgfältig durchdachten und stilisierten Schreiben von dem Bestreben leiten ließ, sich den Untertanen des Herzogs möglichst gleichzustellen, so würde er, wenn sein Vater aus Mecklenburg gebürtig gewesen wäre, dies hervorgehoben haben.

Aus demselben Grunde kommen mehrere diesen Namen führende Mecklenburger, die auf der Universität Rostock studiert haben, nicht in Betracht.

Hingegen ist ein hier im Juni 1669 eingeschriebener Johannes Schultz Pritzwaldensis Marchicus von Bedeutung. Er kommt aus Pritzwalk in der Mark, denn diese Stadt wird trotz ihres K-Lautes regelmäßig in Pritzwaldum oder Pritzwaldia latinisiert. Er kann dieselbe Person sein, wie ein Johannes Schultze in Frankfurt a/O., auf kleine Abweichungen im Namen darf in jener Zeit kein Gewicht gelegt werden, zumal die Eintragungen in die Matrikeln nicht von den Studenten eigenhändig vorgenommen wurden. Dieser Johannes Schultze ist ebenfalls als Pritzwaldensis Marchicus bezeichnet; seine Eintragung hat im Sommer 1660 stattgefunden. Die neun Jahre, die zwischen ihr und derjenigen in Rostock liegen, stehen einer Identität der Personen nicht entgegen; es kommen in jener Zeit noch größere Zwischenräume vor. Es war damals üblich, die Söhne schon in sehr jungen Jahren auf die Universität zu schicken; dies gilt besonders von Frankfurt, wo die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Immatrikulierten aus nicht Eidesmündigen bestand; im Sommersemester 1660 blieben von den 176 neu eingeschriebenen 154 unvereidigt. Unter der Schar dieser Schulknaben ist Johannes Schultze verzeichnet.

Wenn der Rostocker Student zurzeit seiner dortigen Inskription 21 Jahre alt war, so konnte er neun Jahre zuvor als Zwölfjähriger auf die Universität — wir würden jetzt sagen, auf das Gymnasium — in Frankfurt gebracht worden sein und wäre 1648 geboren, also gerade um ein Menschenalter früher als unser Vorfahr Johann David.

Wie schon hervorgehoben, darf vermutet werden, daß der Vater unsers Vorfahren Johann Schultz Beamter gewesen ist. Da außer den genannten auf den Universitäten Rostock und Greifswald und ebenso auch in Frankfurt kein Student mit dem in Rede stehenden Vor- und Nachnamen eingeschrieben ist, so liegt die Entscheidung über die Identität unsres Vorfahren mit dem aus Pritzwalk kommenden Studenten Johann Schultz in der Beantwortung der Frage, ob der Vater dieses Studenten ein Staatsamt bekleidet hat.

Das Kirchenbuch von Pritzwalk zeigt sich einer Bejahung günstig, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt: es weist nämlich, obwohl es keine Lücken hat, keinen Johann Schultz als dort geboren auf. Daß ein Johann Schultz aus Pritzwalk in der Mark kommend die Universitäten besucht hat, ist auf Grund der doppelten Eintragung in Frankfurt und Rostock unzweifelhaft. Also muß der Vater des Studenten Johann Schultz früher an einem andern Orte gewohnt haben und dann mit seinen Kindern nach Pritzwalk in der Mark gekommen sein, worauf Johann von dieser Stadt aus die Universität bezog. Auf Gewerbetreibende konnte Pritzwalk damals keine Anziehungskraft ausüben, denn es hatte durch den dreißigjährigen Krieg schwer gelitten und sein Handel ging, auch abgesehen hiervon, nachdem die einst belebte Berlin-Lübecker Verkehrsstraße ihre Bedeutung verloren hatte, zurück. Auch im allgemeinen kann davon ausgegangen werden, daß in jener Zeit der Wohnort — außer von jungen, unverheirateten Leuten und von armen Vertriebenen, die nicht die Mittel besaßen, um ihre Söhne studieren zu lassen — hauptsächlich von den Beamten gewechselt wurde. Man darf also annehmen, daß der Schultz, der als Verheirateter nach Pritzwalk übersiedelte und dann seinen Sohn hat studieren lassen, Beamter gewesen ist.

Die landesherrliche Gewalt wurde damals in der Kreishauptstadt Pritzwalk hauptsächlich durch den Steuerkommissar ausgeübt. Die Probe auf das Exempel stimmt also dann, wenn zu der in Frage kommenden Zeit der Steuerkommissar in Pritzwalk unsern Namen geführt hat.

Die ältesten Schriftstücke, die auf die Tätigkeit des Steuerkommissars in Pritzwalk Bezug haben, stammen aus den Jahren 1684 und 1685; in ihnen wird der Inhaber dieses Amtes mit dem Namen Schultz genannt. Ein kurfürstlicher Erlaß vom 4. September 1688 spricht ohne Angabe eines Namens von dem Steuerkommissarius des Pritzwalker Kreises und in der Folgezeit ist regelmäßig von einem Steuerkommissar anderen Namens die Rede. Es ist daher offenbar im Sommer 1688 ein Wechsel in der Person des Inhabers dieses Amtes eingetreten.

Das Amt eines Steuerkommissars erforderte in der damaligen Zeit eine intime Kenntnis der Beschäftigung und der wirtschaftlichen Kraft der Eingesessenen. Nicht nur die direkten, sondern auch die damals mit wechselndem Erfolge neu eingeführten indirekten Steuern verlangten zur Ausgleichung ihrer Härten eine eingehende Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen und stellten hierdurch dem kurfürstlichen Beamten Aufgaben, die einer Begutachtung und Überwachung der Einzelwirtschaften nahe kamen. So veranlaßte ihn die Biersteuer, zu kontrollieren, daß die Bürger und Bauern in ihren Häusern nur eine bestimmte Art leichten Bieres und auch dieses nur für ihre Haushaltung brauten, und das Erlassen oder Stunden der auf den Baumaterialien lastenden Akzise hatte im Erfolge mit einer Unterstützung zu Bauzwecken, unter Umständen mit einer Bauerlaubnis Ähnlichkeit. Überdies war der Steuerkommissar mit einer weitgehenden Aufsicht über den Magistrat betraut. Gerade aus den auf den Steuerkommissar Schultz bezüglichen Schriftstücken geht hervor, daß er darüber zu wachen hatte, daß eine kurfürstliche Verordnung über eine zweckmäßige Verteilung der Brunnen und Haupttrinnen der Stadt befolgt und daß die Strohdächer der Stadt durch Steindächer ersetzt wurden.

Ein solches Amt erforderte einen erfahrenen, mit dem Leben und Treiben des Kreises und der Stadt genau vertrauten Mann. Es ist daher anzunehmen, daß der Kommissar, der im Jahre 1688 sein Amt niederlegte, sich schon lange vorher in Pritzwalk aufgehalten hatte. Andererseits darf mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß er kein Pritzwalker war, denn ein solcher hätte die damals erst neu in Anspruch genommenen und schmerzlich empfundenen Rechte des Kurfürsten den Eingesessenen und den in ihrer Selbständigkeit beeinträchtigten städtischen Behörden gegenüber nicht unbefangen verwalten können. Diese Ansicht wird auch durch eine von dem Rektor Johann Christoph Hey Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts verfaßte handschriftliche Chronik von Pritzwalk*) bestätigt, in deren fünftem Kapitel es heißt: »Um die dem Kurfürsten schuldige Kontribution einzufordern, ward ein Einwohner, und zwar aus der Bürgerschaft gesetzt, solange bis die Akzise eingeführet wurde.«

Trotz aller Vorsicht, die bei der Häufigkeit unsers Namens geboten ist, darf man daher als erwiesen ansehen, daß der im Kirchenbuche von Pritzwalk nicht, insbesondere nicht unter den dort Getrauten erwähnte Steuerkommissar Schultz der Vater des aus Pritzwalk kommenden, dort aber nicht geborenen Beamtensohnes ist, der in Frankfurt a./O. das Gymnasium, dann in Rostock die Universität besucht und von hier den kurzen Weg nach Barth unternommen hat, um in schwedische Dienste zu treten, zumal man bei dieser Annahme hinsichtlich der zu bestimmenden Zeiten zu Zahlen gelangt, die vollkommen normal sind:

*) In der Kgl. und Universitätsbibliothek in Breslau.

Die Geburt des Johann Schultz war — wie gezeigt — auf 1648, ein Menschenalter vor der Geburt des Johann David anzusetzen. Wenn der Steuerkommissar der Vater des Johann ist, so liegt seine Geburt der Wahrscheinlichkeit nach wiederum ein Menschenalter zurück, also etwa im Jahre 1618. Hiernach ist der Steuerkommissar, als er sich im Jahre 1688 pensionieren ließ, 70 Jahre alt gewesen. Der am 9. Mai desselben Jahres durch den Tod des Großen Kurfürsten herbeigeführte Thronwechsel kann den betagten Beamten zum Rücktritt mitbestimmt haben.

Woher der Steuerkommissar gekommen ist und woher das Wappen stammt, darüber wird sich vielleicht Licht verbreiten, wenn das Wappen auf noch älteren Urkunden oder Steinen aufgefunden werden sollte.

Soweit unsere Geschichte aufgedeckt ist, zeigt sie ein eigentümliches Wanderleben einer Beamtenfamilie.

Der Ahnherr, als dessen Geburtsjahr 1618 anzunehmen ist, zog mit seiner Familie nach Pritzwalk und war dort Kurfürstlich Brandenburgischer Steuerkommissar. Sein Sohn Johann zog nach Barth in Pommern, nachdem er in einer andern Stadt geheiratet hatte, und lebte hier vorübergehend als Königlich Schwedischer Inspektor auf dem Schlosse. Dessen Sohn Johann David wurde Pagenhofmeister, Kammersekretär und Geheimer Sekretär in Strelitz, dessen Sohn Friedrich Johann Regierungssekretär in Ratzeburg, dessen Sohn Hartwig Johann Christian — der einzige Geistliche — Erzieher der ältesten Kinder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Hofprediger und Konsistorialrat. Der Sohn Hartwig Johann Christians, namens Friedrich, ist der einzige, der an seinem Geburtsorte verblieb; er wurde braunschweigischer Staatsminister. Dessen Sohn, Friedrich, unser Vater, trat im Jahre 1870 in den Dienst des neuentstehenden Reichs und gelangte über Straßburg i./E. nach Berlin. Auch wir Geschwister spüren, indem wir beginnen, unsere Wege zu suchen, den Wandertrieb unsers Wappenvogels, hat doch unser Kranich in jüngster Zeit den Flug über das Weltmeer unternommen, sogar bis in jene Breiten, wo nicht mehr, wie auf unserm Schilde, das Siebengestirn ihm zu Häupten steht.

Unsere Vorfahren haben im Laufe der Jahrhunderte vielen Landesherren gedient und zu ihnen in mannigfachen Beziehungen gestanden. Johann David, Friedrich Johann und Hartwig Johann Christian haben bei den Taufen ihrer ältesten Kinder Angehörige der Fürstenhäuser unter den Paten gesehen. Bei der am 18. Juli 1714 vorgenommenen Taufe des ältesten Sohnes des Johann David hat auch eine »fürstliche Person aus Wolfenbüttel«, deren Name anscheinend dem Kirchenbuchführer entfallen war, in Abwesenheit, vertreten durch einen Hofbeamten, Pate gestanden. Es ist dies die erste Beziehung unserer Familie zum Hause Braunschweig. Sie mag durch die Stellung Johann Davids als Pagenhofmeister herbeigeführt worden sein und damals nicht viel bedeutet haben, ist aber doch — wie zu zeigen sein wird — vielleicht indirekt die Veranlassung dafür gewesen, daß unsere Familie später in

das braunschweigische Land übersiedelte. Unser Urgroßvater Hartwig Johann Christian stand zu mehreren Kindern des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, vornehmlich zu dem Erbprinzen Karl Georg August, in einem herzlichen Verhältnis. Unser Großvater war dem Herzog Wilhelm viele Jahre hindurch ein Mitarbeiter und Berater und bis zu seinem Ende ein bevorzugter Gast an der Tafel des Fürsten.

Sie haben treu ein jeder an seiner Stelle gestanden wie der wachsame Kranich auf der Spitze des Hügels unter dem gestirnten Himmel.

Es ist eine Erscheinung, die nur in Europa möglich ist und auch hier nur in Deutschland durch häufiges Vorkommen den Charakter des Wunderbaren verloren hat, daß eine Familie Jahrhunderte hindurch Beamtenstellen bekleiden kann, ohne sich zu bereichern. Was würde der für die Unbestechlichkeit klassische Aristides gesagt haben, wenn er geahnt hätte, mit welcher Selbstverständlichkeit dereinst seine Tugend Generation auf Generation geübt werden würde?

Als ein Zeugnis aus dem geschnörkelten Zeitalter, in dem der gepuderte Beamte es mit unnachahmlicher Grazie verstand, Würde mit Devotion zu verbinden und sich über schnöde Knauserei der fürstlichen Kasse in einem Tone zu beschweren, als danke er für Wohltaten, kann der schon mehrfach erwähnte Brief gelten, den Johann David im Alter von 26 Jahren am 23. Dezember 1704 an den Herzog Adolf Friedrich II. von Mecklenburg gerichtet hat. Es sei vorausgeschickt, daß er mitunter auch Anlaß hatte, in ähnlichen Briefen um Zahlung rückständiger Gage für die Pagen zu bitten.

Die Eingabe lautet:

»Durchlauchtigster Hertzog

»gnädigster Fürst und Herr

»Eure Hochfürstl. Durchl. haben so woll gegen Frembde, als auch
»Dero Unterthanen, so viel Hoch Fürstl. Gnade und Mildigkeit erscheinen
»lassen, daß also kein Zweifel ist, es werden auch diese demütigste Zeilen
»mit gleichmäßiger landesväterlicher Huld angenommen werden. Erkühne
»mich demnach in unterthänigster Submission vorzubringen, wie Eure
»Hoch Fürstl. Durchl. mich vor drey Jahren in Dero Dienste zur Aufsicht
»und Information der Pagen gnädigst aufgenommen, auch bis dahero in
»Gnaden darinnen dulden, als welches mich zu einer unsterblichen Er-
»kenntlichkeit verpflichtet. Wenn aber seithero meines Antritts die Zahl
»derer von Eurer Hoch-Fürstlichen Durchlaucht durch dero geheimten
»Rath und Hof-Marschall, mir gnädigst Anvertrauten zimlicher maßen
»zugenommen, ohnerachtet jetzund einige dimittiret, deren Stellen ver-
»muthl. hinwiederum besetzt werden möchten, und also die mühsame
»Arbeit, bey der Information und anderem Besorgen, nicht weniger, son-
»dern ziemlich vermehret: auch außerdem unmöglich die bishero mir

»gnädigst beygelegten 40 Thlr. jährliche Besoldung, wie kümmerlich ich
»mich auch behelfe, zu den nötigsten außgaben zureichen wollen; So ge-
»langet an Eure Hoch-Fürstl. Durchlauchtigkeit mein Unterthänigstes Bitten,
»dero Hoch-Fürstlicher Clemence nach zu der mir zugeschriebenen Gage
»nach gnädigstem Belieben zuzulegen, und mich also mit Früchten Hoch-
»fürstlicher Munificence zu begnadigen. Dieses nun mit andächtigem
»Gebet für Eurer Hoch Fürstlichen Durchlauchtigkeit hohes Wollergehen,
»und mit lebenslang unterthänigst getreuen Diensten zu verschulden, will
»mich äußersten Fleißes bemühen, und biß an das Ende meines Lebens
»unter unterthänigster Erbittung Eurer hochfürstl. Durchl. hoher Gnade
»mit tiefster Devotion beharren.

»Durchlauchtigster Hertzog

»Eurer Hoch Fürstlichen Durchlauchtigkeit Unterthänigster
»und treuehorsamster Knecht

»J. D. Schultz.«

»Strelitz, d. 23. Decembris

»A_o 1704.«

Da auf der Rückseite dieses Schreibens sich der kurze, aber vielsagende Vermerk: »Vor der Hand abschlagen« befindet, so mußte unser Vorfahr sich nach wie vor mit der jährlichen Besoldung von 40 Talern behelfen, die, wenn er auch im Institut freien Tisch und freie Wohnung hatte, für einen studierten Mann doch gering war. Er erinnerte den Herzog Adolf Friedrich II. und dessen am 12. Mai 1708 zur Regierung gelangten Nachfolger Adolf Friedrich III. in mehreren Eingaben, die er der mitgeteilten folgen ließ, vergeblich daran, daß ihm bei seiner Anstellung Versprechen einer baldigen Aufbesserung gemacht worden seien, er legte umsonst dar, daß er im Laufe der Jahre sein eigenes Vermögen zuzusetzen gezwungen sei und äußerte in einer dieser Bittschriften: »Geruhen doch Eure Hoch Fürstl. Durchlauchtigkeit mich mit Verbesserung meines Salarii zu soulagiren, den ich sonst wahrhaftig crepiren muß, in dem ich mich in Schulden zu setzen gezwungen worden, so ferne ich meinem Stande gemäß mich aufführen sollen.«

Das Nebenamt, das er als Privatsekretär der Herzogin Johanna verwaltete, war für ihn nicht mit Einnahmen verbunden.

Aus dieser gedrückten Lage wurde er durch seine am 1. Januar 1714 erfolgte Ernennung zum Kammersekretär befreit, und zwar waren die Einkünfte, die er seit dieser Zeit bezog, für damalige Verhältnisse recht reichlich. Denn er erhielt nicht nur die mit seinem neuen Amte verbundenen Sporteln und Akzidentien nebst der auch den anderen Sekretären gewährten Besoldung von jährlich 100 Talern, sondern behielt daneben auch die bis dahin ihm zu Teil gewordenen Einnahmen, die nur um den nicht sehr erheblichen Betrag von 10 Talern verkürzt wurden. Es wurden ihm nämlich als

Entgelt für das neben der neuen Tätigkeit beibehaltene Pagenhofmeisteramt freier Tisch für seine Person und freie Wohnung im Institut sowie eine Besoldung von jährlich 30 Talern belassen.

Die Aussicht auf die Besserung seiner Verhältnisse hatte es ihm schon im Jahre 1713 gestattet zu heiraten. Das Datum seiner Hochzeit sowie der Name und die Herkunft seiner Braut sind leider unbekannt, da die Kirchenbücher von Alt-Strelitz und übrigens auch diejenigen von Neu-Strelitz über die in Frage kommende Zeit keine Aufzeichnungen enthalten und ein Anhaltspunkt für die Annahme, daß die Trauung des Paares in einer anderen Stadt vorgenommen sei, nicht vorliegt. Unsere Vorfahrin ist zwar in der Folgezeit vielfach im Kirchenbuch als Patin genannt, aber niemals mit ihrem Vor- und Geburtsnamen, sondern stets als Frau Sekretär Schultz bezeichnet.

Am 18. Juli 1714 wurde das erste in dieser Ehe geborene Kind, ein Knabe, Christian August Friedrich getauft. Seine Paten verdienen Beachtung; es sind dies der Herzog Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz, seine Gemahlin Dorothea Sophie, sowie der Hofmeister Biboi, »welcher« — wie es im Kirchenbuche lautet, »für eine fürstliche Person aus Wolfenbüttel stand«.

Am 9. Oktober 1716 wurde ein zweiter Sohn Friedrich Johann getauft; von diesem stammen wir ab.

Am 12. November 1721 erhielt eine Tochter in der Taufe die Namen Maria Juliana.

Johann David wohnte in Alt-Strelitz, zeitweise auch in dem im Jahre 1713 vom Herzog gegründeten Neu-Strelitz. Er rückte in späteren Jahren in das Amt eines Geheimen Sekretärs auf.

Aus der Zeit, in der er als dürftig besoldeter Pagenhofmeister Bittschriften um Verbesserung seiner Lebenslage an den Herzog richtete, ist ein Mißgeschick erwähnenswert, von dem das Pageninstitut betroffen wurde. Das Gebäude, in dem es eingerichtet war, wurde im Winter 1712 zu 1713 durch eine Feuersbrunst zerstört. Johann David sah sich daher genötigt, die Pagen in den verschiedensten Häusern der Stadt, so gut es gehen wollte, unterzubringen. Ein Unterricht war lange Zeit schon deshalb unmöglich, weil die dazu notwendigen Bücher und, zu des Pagenhofmeisters besonderem Bedauern, auch seine eigenen verbrannt waren. Überdies war nicht einmal eine Aufsicht über die jungen Leute durchzuführen, sodaß es zu allerhand Exzessen kam. Sicherlich hat es der Anwendung einer besonderen Energie bedurft, um diese schließlich ganz verwilderte Schar allmählich wieder an Zucht zu gewöhnen. Vermutlich hat unser Vorfahr diese Charaktereigenschaft besessen und ist deshalb gerade damals für die Führung des Pagenhofmeisteramtes unentbehrlich gewesen. Hierin scheint der Grund dafür zu liegen, daß er trotz seiner zu Beginn des nächsten Jahres erfolgten Ernennung zum Sekretär in seinem bisherigen Amte belassen worden ist, obwohl bereits im Jahre 1710 eine Exspektanz auf diese Stelle vergeben worden war.

Johann Davids zweiter Sohn Friedrich Johann wurde im Alter von 26 Jahren durch Urkunde vom 21. Dezember 1742 zum Sekretär bei der Regierung des mit dem Herzogtum Mecklenburg-Strelitz verbundenen Fürstentums Ratzeburg bestellt. Er erhielt ein Haus mit einem Garten in Ratzeburg zu freier Benutzung, die üblichen Sporteln und Akzidentien, sowie eine jährliche bare Zulage von 50 Talern, die in späteren Jahren erhöht wurde. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er auch wegen seiner Pflichttreue besonders belobt.

Ratzeburg gehörte zum Teil den Kurfürsten von Hannover. Mit deren Beamten unterhielten die Fürstlich Ratzeburgisch-Mecklenburgischen geselligen Verkehr. So lernte der junge mecklenburgische Sekretär Friedrich Johann Schultz seinen älteren Königlich Großbritannischen und Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen, d. h. hannoverschen Kollegen Henricus Christian Gebhardi kennen. Dieser stammte aus der Mark Brandenburg, und zwar aus Jyzo, wo sein Vater B. Henricus Christian Gebhardi Pastor war. Aus der Ehe des Sekretärs Gebhardi mit Sophie Catharina geborenen Knop war eine Tochter Clara Margarethe am 16. November 1713 in Ratzeburg getauft. Diese war also um drei Jahr älter als unser Vorfahr Friedrich Johann Schultz. Sie hatte im Jahre 1735 Gerd Bernhard Matthaei geheiratet, der hannoverscher Beamter, und zwar zur Zeit der Hochzeit Amtsschreiber in Hagen gewesen, bald darauf zum Amtmann in Rotenburg befördert, aber schon nach kurzer Ehe verstorben war. Als Friedrich Johann Schultz Sekretär in Ratzeburg wurde, lebte sie dort als kinderlose Witwe im Hause ihrer Eltern.

Henricus Christian Gebhardi } **Sophie Catharina** geb. Knop
Königlich Großbritannischer und Kur- † 24. 9. 1767.
fürstlich Braunschweig-Lüneburgischer
Regierungssekretär in Ratzeburg.

Friedrich Johann Schultz } **13. 11. 1744** **Clara Margarethe**
geb. Gebhardi
* 16. 11. 1713 † 29. 7. 1774.

Hartwig Johann Christian
* 1. 1. 1746.

Friedrich Johann war 28 Jahre alt und noch nicht ganz zwei Jahre lang Sekretär, als er Clara Margarethe zum Altare führte.

In der Ehe dieser beiden wurden am 1. Januar 1746 Zwillinge geboren, und zwar Knaben. Der Bedeutung dieses merkwürdigen Neujahrstages entsprachen auch die Personen der Paten. Unter den Paten des älteren der Zwillinge, der die Namen Adolf Friedrich erhielt, befand sich nämlich das Herzogspaar, das schon bei dem ältesten Sohne Johann Davids Pate gestanden hatte. Dem jüngern wurden die Namen Hartwig Johann Christian, und zwar Christian als Rufname, erteilt. Dieser jüngere Zwilling ist unser Urgroßvater. Die Patenstelle haben bei seiner Taufe seine beiden Großväter vertreten.

Am 7. Oktober 1748 schenkte Clara Margarethe ihrem Gatten auch eine Tochter. Diese erhielt in der Taufe, bei der ihre beiden Großmütter Pate standen, die Namen Catharina Clara. Da ihre Großmutter Schultz als Frau, nicht als Witwe, bezeichnet ist, so ist anzunehmen, daß auch Johann David diesen Tag noch erlebt hat. Wann und wo er und seine Gattin verstorben sind, ist nicht ermittelt.

Catharina Clara heiratete am 3. Januar 1777 den dänischen Justizrat und Amtsverwalter in Reinfeld im Holsteinischen Christian Friedrich Spies, dessen Vater in Wittstock in der Priegnitz Doctor medicinae gewesen war.

Der Sohn des Christian Friedrich Spies und der Catharina Clara hat als alter alleinstehender Herr von Dänemark aus, wo er ein höheres Staatsamt bekleidete, unserm Großvater auf dessen Einladung einen Besuch abgestattet. Der Eindruck, den er bei den Kindern des Hauses hinterließ, ist bei der Kürze seines Aufenthaltes in Braunschweig so merkwürdig, daß seine plötzlich aus dem Dunkel auftauchende und gleich wieder darin verschwindende Gestalt nicht unerwähnt bleiben soll. Es ist eine der frühesten Kindheits-erinnerungen unsers Vaters, daß mit dem bis dahin unbekanntem Onkel ein Ausflug nach dem Tieder Lindenerge — oder, wie unser Vater damals sagte, Tiger-Lindenerge — unternommen wurde, der vierjährige Knabe durfte auf einem Esel reiten und erhielt von seinem Onkel Spies zur Erinnerung an diesen Tag als Spielzeug einen kleinen Esel mit Sattel und Zaumzeug. Vaters Schwestern Anna und Meta umwoben den entfernten Verwandten mit dem Glanze eines märchenhaften Reichtums. Besonders brachten sie seine Persönlichkeit in Verbindung mit einer unbestimmten Vorstellung von einem großen Silberschatze, vor allem von silbernen Terrinen, die er wohl einmal im Gespräche erwähnt haben mochte. Als später die Kunde von seinem Tode eintraf, brach Anna in Tränen aus, weil sie meinte, sie würde nun zu reich, um aus Liebe geheiratet zu werden. Die gefürchteten Schätze verschmähten es aber, aus dem Lande der Fabeln in die Wirklichkeit herabzusteigen, und in einer zur silbernen Hochzeit unserer Großeltern gedichteten kleinen Aufführung hieß es:

»Ach wenn die Terrinen
»Doch endlich erschienen, —
»Zum silbernen Feste die silberne Pracht.«

Die Hochzeit der Catharina Clara Spies hat deren Mutter, Clara Margarethe, nicht erlebt. Sie war schon am 29. Juli 1774 gestorben und im Dome zu Ratzeburg beigesetzt worden, im südlichen Gange des gemeinschaftlichen Gewölbes; gemeinschaftlich oder gemein bezeichnet den Gegensatz zu der Fürstengruft.

Nachdem die Hochzeit der Tochter gefeiert war, wurde es im Hause des alternden Sekretärs Schultz still. Die beiden Söhne hatten die Inselstadt mit dem ehrwürdigen, von Heinrich dem Löwen erbauten Dome, die so

lieblich in dem von waldigen Höhen umrahmten Ratzeburger See gelegen ist, schon früher verlassen. Friedrich Johann überlebte die Trennung von der Tochter nur um 2 Jahre. Er überwand das Gefühl der Vereinsamung durch emsige Arbeit, obwohl er zuletzt oft von Kränklichkeit heimgesucht und ihm nicht einmal einige Bequemlichkeit von seinen alten Wirtschafterinnen bereitet, er vielmehr eher gezwungen wurde, seinerseits die Wirtschafterinnen zu pflegen. Das Sterberegister des Kirchenbuches gibt die Auskunft, daß am 6. Dezember 1777 Dselle Ecken aus des Herrn Sekretärs Schultzen Hause und ein Jahr darauf am 16. Dezember 1778 Dselle Feitz aus des Herrn Sekretärs Schultzen Hause begraben worden sind. Am 22. Januar 1779 rief ihn der Tod von der Arbeit ab. Er wurde im gemeinschaftlichen Gewölbe, wo vor ihm auch die alten Gebhardis »mit christlichen Ceremonien« beigesetzt worden waren, und zwar im südlichen Gange neben seiner Gattin, der höheren Feierlichkeit halber »des Abends bei Kerzenschein« zur Ruhe bestattet.

Unmittelbar nach seinem Tode, am 23. Januar, berichteten die Kammerräte von Ratzeburg eilig nach Strelitz an den Herzog. Sie legten dar, daß in Ratzeburg wenigstens drei verschiedene Collegia seien, bei denen es gewiß niemahlen an Arbeit fehle, und daß man dabei in vorigen Zeiten, als der dortigen Geschäfte noch nicht einmal so viele gewesen seien, mehrere Sekretarien und zuweilen wohl drei derselben nicht für unnötig gehalten habe; sie hoben hervor, daß auch der Oberhauptmann von Ratzeburg es stets für unumgänglich nötig gehalten habe, dieses bei Eintritt des jetzigen Falles untertänigst vorzustellen.

Dieser Eingabe entsprechend wurden sogleich an dem erledigten Posten zwei junge Sekretäre angestellt. Der von Alter und Krankheit geplagte Johann Friedrich hatte also buchstäblich wie zwei junge gearbeitet.

II.

Unser Urgroßvater Hartwig Johann Christian Schulz

und die Vorfahren seiner Gattin

Johanne Henriette geborenen Schultz.

Anna Margarethe Witzleben,
Stifterin des Mariengroschens.

Christian Hübeler 9. 11. 1675 geb. **Witzleben.**

Denike geb. **Hübeler.**

Christian Schulz
* 15. 11. 1697. † 22. 11. 1768.
Pastor an St. Martini in
Braunschweig.

Johann Peter
Ebeling
† 14. 2. 1736

2. 10. 1721

Emerentia
Lucia
geb. Denike.

30. 5. 1741

Heinrich Werner
Archenholtz.

Martin Schultz 31. 3. 1761
* 1730. † 10. 9. 1775.
Kaufmann in Braunschweig.

Sophie Henriette
geb. Ebeling
* 16 5. 1736. † 2. 1. 1789.

Hartwig Johann 16. 9. 1787
Christian Schulz.

Johanne Henriette
geb. Schultz.
* 8. 5. 1766. † 15. 11. 1849.

Über unsern Urgroßvater Hartwig Johann Christian Schulz ist uns aus seiner Kinderzeit überliefert, daß er eine sehr hübsche Stimme besaß, sodaß, wenn in dem Chorgesang der Knaben eine Solostelle hervortrat, die Ratzeburger einander zunickten und flüsterten: »Lütt Schulz singet.«

Er besuchte bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre die Schule in Ratzeburg, dann das Gymnasium Johanneum in Lüneburg und studierte darauf 3 Jahre lang in Göttingen Theologie.

Als er von hier Ende März des Jahres 1769 abging, wandte er sich, wie aus einem seiner Abgangszeugnisse hervorgeht, nach Wolfenbüttel.

Hier lebte zu jener Zeit der Fürstliche »Bauschreiber«, d. h. in der jetzigen Ausdrucksweise »Baumeister«, Christian Friedrich Schulze, der am 9. Juli 1780 gestorben ist und nach einer Bemerkung im Wolfenbüttler Kirchenbuche 67 Jahre alt geworden sein soll. Es spricht eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Person dieselbe ist wie der älteste Sohn Johann Davids, der die Namen Christian August Friedrich trug. Dieser hatte, da er am 18. Juli 1714 geboren war, am 9. Juli 1780 allerdings noch nicht ganz 67 Jahre zurückgelegt. Der Tage, die ihm daran noch fehlten, sind aber so wenige, daß diese geringe Differenz der Annahme einer Identität mit jenem Christian Friedrich nicht entgegensteht. Die Patenschaft, mit der ihn eine fürstliche Person aus Wolfenbüttel beehrt hatte, mag ihm die Erlangung der Baumeisterstelle in Wolfenbüttel erleichtert haben. Wenn hiernach jener Baumeister der Oheim des Hartwig Johann Christian war, so wird es erklärlich, weshalb dieser, obwohl aus Ratzeburg gebürtig, sich nach Wolfenbüttel wandte und so unsern Stamm in das Braunschweigische Land verpflanzte.

Der junge Geistliche muß mit gründlicher Bildung ein sicheres und gefälliges Auftreten verbunden haben, denn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand erwählte ihn im Jahre 1771 zum Erzieher seines ältesten Sohnes, des Erbprinzen Karl Georg August, und übertrug ihm noch in demselben Jahre die Erziehung seiner Tochter Auguste und bald darauf auch diejenige seiner Tochter Caroline. Unser Urgroßvater unterrichtete diese drei Kinder bis zu ihrer Konfirmation, die er selber vollzog.

Die Prinzessin Auguste heiratete schon im Jahre ihrer Einsegnung, 1780, noch nicht 16 Jahre alt, den Prinzen Friedrich von Württemberg, späteren König Friedrich I, der sich bald darauf als Offizier in russische Dienste begab.

Sie trat an der Hand des auch in Braunschweig wenig beliebten Prinzen in eine sittenlose Welt voller Gefahren ein und fand schon im 24. Lebensjahre im Schlosse Lohda bei Reval, wo sie nach einer in der Verzweiflung unternommenen Flucht von ihrem Gemahl gefangen gehalten wurde, ein Ende, über dem der Schleier eines düstern Geheimnisses schwebt. Wenn man hieran denkt, so gewinnen die Worte, die der erst 34 Jahre alte Seelsorger ihr bei der Konfirmation an das junge, schon den verwirrenden Eindrücken der Verlobung ausgesetzte Herz legte, das ihm seit neun Jahren anvertraut war, eine rührende Bedeutung.

»Sie gehen« — sagte er — »einer Welt entgegen, wo tausend Gefahren
»Ihrer warten, wo tausend verführerische Stimmen Sie locken werden, Ihren
»Glauben, Ihr gutes Gewissen, Ihre Freiheit — denn nur Tugend ist wahre
»Freiheit — zu verläugnen und aufzugeben! . . . Nun, damit Sie Ihr
»jugendliches Herz gegen die hinreißende Gewalt aller bösen Beispiele und
»gegen den herrschenden Ton der Welt desto sicherer zu bewahren im Stande
»seyn, so will ich Ihnen einige Grundsätze empfehlen, die jenen Eindrücken
»und Verführungen das Gegengewicht halten, und die ich Ihnen deswegen
»so gerne zur herrschenden, eingewohnten Denkungsart machen möchte.

»Menschen, denken Sie immer, Menschen, die nicht gut sind, sind auch
»nicht glücklich, und wenn sie gleich noch so lange die Miene der Glück-
»lichen annehmen könnten; wie sollte ich also ihren unseligen Beispielen
»folgen! —

»Alle blinde Nachahmung ist wahre Entehrung meiner vernünftigen
»Menschennatur, die die Kraft zu denken und zu überlegen nicht umsonst
»vom Schöpfer erhalten hat. —

»Nur das vollkommene, ganz untrügliche und deswegen nachahmungs-
»würdigste Beispiel Jesu ausgenommen, sonst hat mich Gott nicht auf Bei-
»spiele, sondern auf Gesetze verwiesen, und wird mich auch einst nach diesen
»seinen Gesetzen, und nicht nach menschlichen Beispielen richten.« —

Diese am 21. März 1781 gehaltene Konfirmationsrede ist auch ein Dokument für den Standpunkt, den unser Urgroßvater innerhalb der Lehre vom Evangelium einnahm. Er bat in ihr seine Schülerin, sich die Freude an den ernsthaften, hohen und edlen Vergnügungen des Verstandes und des Herzens zu bewahren, und wies sie darauf hin, daß die Religion aus der sicheren, lauterer Quelle einer richtigen aufgeklärten Erkenntnis fließen, aus ihr in das ganze Denken übergehen und sich in allem Tun und Lassen tätig und wirksam beweisen müsse. Er verlangte also, daß man den Glauben nicht nur bekenne, sondern auch betätige, und beschränkte in dem Streben nach Erkenntnis dem Verstande nicht die ihm gebührenden Rechte.

Daher erscheint es wie ein Vermächtnis unseres Urgroßvaters, daß die gleiche ernsthafte Religiosität im Hause seines Sohnes, unsers Großvaters, geübt wurde, unterstützt durch den Geist der Vorfahren unserer Großmutter, gebornen Heusinger, deren Vater Konrad und deren Großvater Jakob Friedrich

Heusinger als namhafte Philologen Mitträger der Lessingschen Epoche in Wolfenbüttel waren, und daß sie auch auf das Haus unsers Vaters überging, im gleichen Sinne beeinflußt durch die Religiosität unserer Mutter, Marie Hausmann, deren Ahnherr Johann Friedrich Jacobi, ein einsichtsvoller Lehrer und edler Betätiger des Christentums, und deren Großvater, der Mineraloge Johann Friedrich Ludwig Hausmann, ein zu begeisterter Erforscher der Wahrheit war, als daß eine mit der Wissenschaft nicht verträgliche, unduldsame Richtung seine Nachkommen hätte gefangen nehmen können.



Hartwig Johann Christian Schulz.

J. Heusinger pinx. 1819.



Henriette Schulz geb. Schultz.

J. Heusinger pinx. 1819.

Der Prinzessin Caroline stand unser Urgroßvater noch nach ihrer Konfirmation nahe, bis sie im Jahre 1795 den Prinzen von Wales, späteren König Georg IV. von England heiratete; auch sie wurde nicht glücklich.

Dem Erbprinzen war er 13 Jahre lang ein Führer, bis jener sich im Jahre 1784 auf Reisen begab; auch in der Folgezeit blieb er von Einfluß auf die Seele des Jünglings.

Von der zutraulichen Freundschaft, die der Erbprinz unserm Urgroßvater schenkte, und von der offenen Gesinnung, mit der er auf Ermahnungen, die dieser ihm sandte, einging, zeugen zahlreiche, in unserm Besitz befindliche Briefe. Seine Zuneigung spricht sich unter anderem in einem Schreiben, das er aus Neapel am 20. Januar 1790, damals 23 Jahre alt, an unseren 44 Jahre alten Urgroßvater richtet, folgendermaßen aus:

»Ich schmeichle mich, daß Sie von meiner Freundschaft überzeugt sind, und ja nicht glauben, daß ich Sie vergessen habe, lieber Freund, weil ich Ihnen noch nicht geschrieben hatte; denn es wäre ja zu Unrecht von mir, einen Mann wie Sie, zu vergessen, der von Kindheit auf mit mir so viele Mühe gehabt hat; und ich hoffe, daß Sie nie, lieber Freund, einen solchen abscheulichen Gedanken von mir geheget haben.«

Hartwig Johann Christian Schulz war am 21. Oktober 1779 Hofprediger geworden und wurde am 1. März 1786 zum Konsistorialrat ernannt.

Erst anderthalb Jahre später trat er in den Stand der Ehe. Er befand sich damals bereits im 42. Lebensjahre, einem Alter, in dem man ihn bei den Anschauungen der damaligen Zeit für schon fast zu alt zum Heiraten halten konnte. Auch mag man ihn schon als einen Hagestolzen geneckt haben, wenigstens hatte es der Erbprinz in einem aus Lausanne vom 15. Januar 1786 datierten Briefe getan. Er heiratete Johanne Henriette geborene Schultz. Ihr Vater war der Kaufmann Martin Schultz in Braunschweig, ihre Mutter Sophie Henriette geborene Ebeling. Ihr Oheim und ihr Großvater von väterlicher Seite waren Geistliche in Braunschweig gewesen. Dies mag das Bekanntwerden des Konsistorialrats mit ihr und ihrer Mutter bewirkt haben. Ihr schon am 16. September 1775 gestorbener Vater war ein Sohn des Pastors Christian Schultz. Über diesen ist folgendes zu berichten.

Er wurde am 15. November 1697 in Magdeburg geboren, studierte 3 Jahre in Jena und ebenso lange in Halle. Er verwaltete das Predigtamt in Blankenheim in Thüringen und darauf seit 1725 in Magdeburg an der Kirche zum Heiligen Geist. Von da wurde er Ende des Jahres 1744 als Prediger an die St. Martini Kirche in Braunschweig berufen, wo er am 22. November 1768 nach einem kurzen Fieber eines sanften Todes entschlief.

Ein ihm gewidmeter Nachruf in den Braunschweigischen Anzeigen schildert ihn als einen ehrwürdigen Mann von einnehmender Güte und ungekünstelter Gottesfurcht. Seine beständige Heiterkeit und Gesundheit ließen ihn sein Amt auf der Kanzel wie am Krankenbett sehr glücklich ausüben. Hervorgehoben wird, daß er selbst bei der Belagerung von Braunschweig an einem Tage, wo die Gefahr am nächsten schien, unerschrocken den Gottesdienst gehalten habe. Gemeint ist eine Episode aus dem siebenjährigen Kriege, und zwar der 13. Oktober 1761, an dem französische Truppen Bombardement und Sturm für den nächsten Tag, morgens um 2 Uhr, vorbereitet hatten. Die Stadt wurde in letzter Stunde dadurch gerettet, daß der Prinz Friedrich August, vom Herzog Ferdinand von Braunschweig aus dem Lager bei Hameln entsandt, in der Nacht eintraf und die Stellung der Belagerer durchbrach.

Hinsichtlich seiner Lehrtätigkeit ist dem Nachruf zu entnehmen, daß er sich nicht zu einer neuen Richtung der Theologen hielt, sondern in

der Predigt hauptsächlich durch die häufige und glückliche Anwendung eindrucksvoller Bibelstellen auf das menschliche Herz zu wirken wußte, dabei



aber den Fehler, die grobe Art derjenigen vom alten Schlage anzuwenden taktvoll vermied. Es heißt von ihm: »Er hatte nicht den neueren Geschmack.

»Allein sein richtiges Gefühl ließ ihn nie in einen unedlen Ausdruck verfallen.« Im übrigen wird von ihm gesagt: »Er suchte nicht den eigenen Vorteil und war für den Geringen ebenso zugänglich wie für die Hochgestellten. Mit der Würde seines Standes vereinigte er die Eigenschaften eines Menschenfreundes und liebenswürdigen Gesellschafters.«

Der Eindruck offener Herzensgüte und vollkommener seelischer Harmonie, den diese Schilderung erweckt, wird auch durch die Verse hervorgerufen, die unter seinem Bildnis stehen. Der Finger des geistlichen Herrn deutet auf das Symbolum I. Corinther 2, 2:

»Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.«

Mit diesem Bibelspruche ist auch ein anderes Bildnis unseres Vorfahren geschmückt, das in der Martinikirche zu Braunschweig eine Stätte gefunden hat.

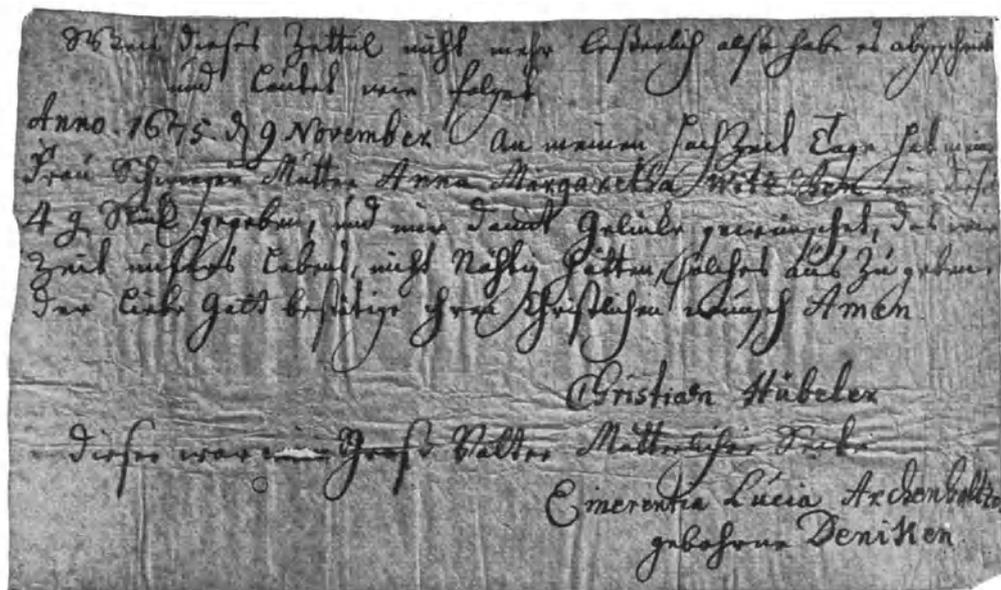
Sein Sohn Christian Wilhelm, der bereits erwähnte Bruder des Martin Schultz, hatte eine Tochter des Christoph Heinrich Haeseler und Schwester des Abtes von Amelungsborn geheiratet. Der ehrwürdige Christoph Heinrich Haeseler, der das prächtige altertümliche Haus (No. 800) am Bäckerklint in Braunschweig (jetzt Stegersches Haus) von seinem Vater ererbt hatte und sich rühmen konnte, daß an der am 3. Juni 1706 gefeierten goldenen Hochzeit seiner Großeltern der Herzog Anton Ulrich mit seinem Hofstaate und den Behörden unter Glockengeläut und Trompetengeschmetter Teil genommen habe*), hatte als ein Vertreter vergangener Zeiten, mit weißer Allongeperücke geschmückt, die kleine Johanne Henriette über die Taufe gehalten.

Christian Wilhelm Schultz war, um in der Geburtsstadt seines Vaters, Magdeburg, das Predigtamt zu St. Johannis zu übernehmen, am 3. Sonntage nach Epiphania 1764 von Braunschweig geschieden. Eine Sammlung seiner Predigten, die er »An Madame Schultz, gebohrne Ebeling, Seine Hochgeschätzte Frau Schwiegerin«, unsere Vorfahrin, geschenkt hatte, enthält das Gebet, das er bei diesem Abschied gesprochen hat: »HErr, seegne dis ganze »Theure Braunschweigische Land! Erhalte den Frieden in demselben! Baue »Kirchen und Schulen. Dein Seegen begleite alle rechtmäßige Handthierungen »und Gewerbe, und dieses Volk müsse vorzüglich vor Dir ein Volk des Eigenthums bleiben!«

Auf unsere Urgroßmutter Johanne Henriette Schulz geborene Schultz — ihr Rufname war Henriette — war von ihren weiblichen Vorfahren durch eine Kette von fünf Gliedern ein merkwürdiger Talisman gelangt. Es war ein Mariengroschen, eingewickelt in einen Zettel. Auf diesem Zettel befand

*) Vgl. Johannes Beste: Der Abt Häeseler und seine Familie: Braunschweigisches Magazin No. 6 1899, Beilage zu No. 71 der Braunschweigischen Anzeigen.

sich die Abschrift eines älteren, früher vorhanden gewesenen Zettels. Das Schriftstück hatte folgenden Wortlaut*):



Dieser Zettel...
und...
Anno 1675 d. 9. November. An meinem Hochzeit Tage hat meine Frau Schwieger Mutter Anna Margarethe Witzleben mir dieses 4 g Stück gegeben, und mir damit Glück gewünscht, das wir Zeit unsers Lebens nicht Nöthig hätten, solches aus zu geben. Der liebe Gott bestätige ihren Christlichen Wunsch. Amen.
Christian Hübeler
Dieser war mein Groß Vatter Mütterlicher Seite Emerentia Lucia Archenholtz geborene Deniken.



Der Mariengroschen, den die Ahnfrau Anna Margarethe Witzleben ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne Christian Hübeler zu deren am 9. November 1675 gefeierten Hochzeit geschenkt hatte, war also von diesen auf deren Tochter, die einen Denike geheiratet, und von den Eheleuten Denike auf ihre Tochter Emerentia Lucia, Tochter-Tochter des Christian Hübeler und seiner Ehefrau geborenen Witzleben, übergegangen. Emerentia Lucia geborene Denike heiratete am 2. Oktober 1721 den Johann Peter Ebeling, und als dieser am 14. Februar 1736 gestorben war, am 30. Mai 1741 den Heinrich Werner Archenholtz. Den Mariengroschen vererbte sie in der ersten

*) Weil dieses Zettel nicht mehr leßerlich also habe es abgeschrieben und lautet, wie folget:
»Anno 1675 d. 9. November An meinem Hochzeit Tage hat meine Frau Schwieger Mutter Anna Margarethe Witzleben mir dieses 4 g Stück gegeben, und mir damit Glück gewünscht, das wir Zeit unsers Lebens nicht Nöthig hätten, solches aus zu geben. Der liebe Gott bestätige ihren Christlichen Wunsch. Amen.
Christian Hübeler.

Dieser war mein Groß Vatter Mütterlicher Seite Emerentia Lucia Archenholtzen geborne Deniken.«

Ehe, und zwar auf ihre am 16. Mai 1736 geborene Tochter Sophie Henriette, die sich am 31. März 1761 mit Martin Schultz vermählte und diesem am 8. Mai 1766 die Johanne Henriette schenkte.



Emerentia Lucia Archenholtz, verwitwete Ebeling, geborene Denike.

Der christliche Wunsch der Anna Margarethe Witzleben war in Erfüllung gegangen, und zwar sowohl im eigentlichen Sinne, denn der Mariengroschen befand sich noch unausgegeben in der Hand der Ururenkelin des Hochzeitspaares vom 9. November 1675, als auch im übertragenen Sinne, denn der alte Wohlstand hatte sich erhalten.

Der wundertätige Groschen wird mit dem von der Hand der Emerentia Lucia stammenden Zettel noch heute von den Nachkommen der Anna Margarethe Witzleben wertgehalten. Er ist von Johanne Henriette auf ihren

Sohn, unsern Großvater, übergegangen, von diesem auf dessen Tochter, unsere Tante Meta, verheiratete Kuntzen, und von dieser auf deren Sohn, unsern Vetter Ernst, z. Zt. Geheimen Legationsrat hier in Berlin. Von ihm wird er mit vielen anderen teuren Urkunden treu bewahrt.

Es waren für mich weihevollte Abende, wenn in seinem Zimmer, das mit dem Bilde der Emerentia Lucia geschmückt ist, die stählernen Beschläge einer eichenen Truhe gelöst wurden und beim Lesen der alten Briefe und anderen Schriftstücke hohe und anmutige Gestalten hervortraten, die noch zu schildern sein werden; wenn ich wiedergeben konnte, was wir von unserm Vater gehört hatten und was mir von der in Braunschweig lebenden hochverehrten Julie Dedekind anvertraut war, einer Freundin der Schwestern unsers Vaters, die auch unserer Großmutter und Caroline Heusinger, der Schwester unsers Großvaters nahegestanden hatte; wenn meine Eindrücke durch das, was Ernst von seiner Mutter gehört, ergänzt wurden und eine neue warme Beleuchtung erhielten, wenn das vom Urgroßvater im Schinkelstile erbaute Haus an der Wendentorpromenade in Braunschweig vor unseren geistigen Augen erschien; wenn auf die Veranda zwei schlanke Mädchengestalten traten: der einen hingen neben dem feingeschnittenen Gesicht blonde Locken — Meta —, die andere, noch höher gewachsen, hatte zu den Seiten der edlen Stirn schwarzes Haar — das war Anna, ihre ältere Schwester, die früh verstorben und eben deshalb in dem Gedächtnis aller, die sie gekannt haben, immer jung geblieben ist —; wenn im Garten über Flieder und Goldregen die alten Kastanien und der Tulpenbaum prangten, daneben auf dem Rasenplatz die von der kundigen Hand des Großvaters gepflegte Magnolie, und wenn mit den hunderten ihrer alabasternen Blüten hunderte von schlummernden Erinnerungen in idealer Schönheit ihre Kelche öffneten, während Emerentia Lucia aus ihrem goldenen Rahmen lächelnd auf uns herniedersah.

Die Trauung unserer Urgroßeltern fand in dem vor dem nördlichen Tore Braunschweigs gelegenen Dorfe Querum statt, wo ein Freund unsers Urgroßvaters, Heermann, Superintendent war. Unser Urgroßvater hatte sich durch das Konsistorium Befreiung von der Vorschrift des Aufgebots erteilen lassen und hierdurch erreicht, daß in Braunschweig niemand den Tag der Hochzeit wußte. Die Brautleute gingen allein, ohne jedes Gefolge am 16. September 1787 über die herbstlichen Felder hinaus nach dem Dorfe, das damals im Schatten eines Waldes uralter Eichen lag, die erst im Jahre 1848 gefallen sind. Der Bräutigam mag in seiner hochstämmigen, von den mecklenburgischen und pommerschen Vorfahren ererbten Gestalt, mit seinem blonden Haar und blauen Augen, und in seiner durch sein gesetztes Alter und die geistliche Würde gerechtfertigten Bedächtigkeit sich merkwürdig von dem nicht über mittelgroßen, lebhaften und lebenslustigen, schwarzlockigen und schwarzäugigen, nur die Hälfte seiner Jahre zählenden Mädchen unterschieden haben.

Während der heiligen Handlung in der Dorfkirche ruhte auf ihnen kein menschliches Auge außer dem des Freundes.

Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Auguste, geboren am 9. April 1790, bei der die Herzogin Auguste, Caroline, geboren am 28. November 1791, bei der die Prinzessin Caroline Pate stand, und Friedrich, geboren am 28. Februar 1795.

Als unsere Urgroßmutter der ersten Tochter das Leben geschenkt hatte, trat die Herzogin Auguste an ihr Bett, um sich von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Sie schenkte ihr bei diesem Besuche sechs silberne Leuchter, deren Formen ihre Herkunft aus England und hierdurch auch die aus England gebürtige Herzogin als Geberin bekunden.

Die Töchter besaßen die Lebenslust ihrer Mutter. Ihr Vater war zwar weltlichen Vergnügungen nicht grundsätzlich abgeneigt. Wie aus einem vom Erbprinzen an ihn gerichteten Briefe hervorgeht, hielt er das Theater für ein sogar einem Geistlichen erlaubtes Vergnügen und liebte er besonders die Oper. Es entsprach aber seinen Ansichten über die Art, wie die Töchter eines Geistlichen sich benehmen sollen, und seinem sparsamen Haushalten, daß er Auguste und Caroline Einfachheit anbefahl. Die beiden Mädchen waren freilich keine Verschwenderinnen, sahen jedoch, wenn sie in ihren schlichten, mit Moos und selbstgemachten Rosen besetzten Kleidern zu Balle gingen, nicht selten so strahlend aus, daß sie es vorzogen, den Glanz durch umgehängte Tücher dem ernststen Auge des Vaters zu entziehen. Die Mutter wandte nichts dagegen ein.

Unter den Siegen, die sie davongetragen haben, verdienen diejenigen besondere Beachtung, die sie über die Feinde errangen, die unter den Fahnen Napoleons I. das Vaterland durchzogen. Braunschweig, das den Eroberern wehrlos preisgegeben war, zitterte vor der Möglichkeit einer Plünderung. Unser Urgroßvater hatte den Talar angelegt, in der Hoffnung, daß die Horden wenigstens dem geistlichen Gewande Achtung bezeigen würden. In seiner stattlichen, durch die schwarze wallende Kleidung noch gehobenen Gestalt, das ebenmäßige Antlitz von dem ehrwürdigen, dichten weißen Haar umrahmt, so trat er den Einziehenden auf der Schwelle seiner Wohnung entgegen. Die Einquartierung verlief aber viel harmloser, als man gedacht hatte, und gestaltete sich sogar zu einer lustigen Episode im Leben der beiden Mädchen, seit die fremden Offiziere ihre schönen Erscheinungen erblickt hatten. Aus diesen Jahren rühren mehrere Eintragungen in Carolinens Stammbuch her. Von der ritterlichen Gesinnung eines der Cuirassiers, weniger allerdings von seiner Bekanntschaft mit den Regeln der Orthographie, des Stils und der logischen Gedankenordnung zeugen seine bewegten Abschiedsworte, datiert vom 8. Februar 1811: »Soyez persuadé Mademoiselle que malgré l'éloignement qui nous separera, je n'oublierai ni vos bontés, ni Caroline Schulz.«

Auguste heiratete den Pastor Kuhn in Braunschweig, mit dem sie in Querum bei dem Superintendenten Heermann, dem schon erwähnten Freunde

unseres Urgroßvaters bekannt geworden war. Die Trauung wurde von Christian Heinrich Schultz, einem Sohn des Christian Wilhelm, vollzogen. Christian Heinrich war, nachdem sein Vater den Übergang von Braunschweig nach Magdeburg unternommen hatte, wiederum wie sein Großvater, unser Vorfahr Christian Schultz, von Magdeburg nach Braunschweig gezogen und hier Prediger an der St. Andreaskirche geworden. Der älteste Sohn des genannten Paares wurde Generalsuperintendent in Helmstedt. Sein Sohn lebt als Justizrat in Braunschweig, seine Tochter war die Gattin des hochverdienten Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrats, Wirklichen Geheimen Rats D. Dr. Barkhausen.

Caroline heiratete einen Sohn der Familie Heusinger, von der noch viel zu erzählen sein wird.

III.

Unser Großvater Friedrich Schulz und die Vorfahren seiner
Gattin Anna geborenen Heusinger.

Georg Franz Heusinger

* 24. 3. 1645. † 14. 2. 1718.

Pastor in Sundhausen.

**Johann
Michael
Heusinger,**

Direktor des
Gymnasiums
in Eisenach.

**Christian
Andreas
Heusinger**

* 5. 10. 1684.
† 11. 5. 1729.
Pastor in Useborn.

14. 6. 1718

Regina,

Tochter des Jacob Böhler,
Laubach'schen Amtmanns.

† 14. 8. 1720.

**Jacob Friedrich
Heusinger**

* 11. 4. 1719.
† 26. 9. 1778.
Rektor der großen
Schule
in Wolfenbüttel.

26.10.1751

**Clara Dorothea
Eleonore,**

Tochter des Joh.
Gerh. Cantoris,
Apothekers in Polle.
* 15. 9. 1731.
† 5. 9. 1755.

**Johann Hein-
rich Billep,**

Brauer und Kirchen-
vorsteher
in Braunschweig.

19. 8. 1751

**Anna
Elisabeth**

geb.
Lindemann.

Konrad Heusinger

* 2. 8. 1752.
† 12. 1. 1820.
Direktor
des Catharineums
in Braunschweig.

30. 5. 1779

Anna Dorothea Friederike

geb. Billep.
* 9. 1. 1758. † 21. 11. 1823.

Friedrich Schulz

8. 10. 1820

Anna

geb. Heusinger.
* 15. 2. 1799.
† 29. 3. 1856.

Friedrich, der einzige Sohn von Christian und Henriette Schulz, ist unser Großvater.

Der Grundzug seines Wesens war, daß er ohne Rücksicht auf äußere Einflüsse oder den eigenen Nutzen das Rechte tat. Er hatte schon zu anfang seiner später glänzenden Laufbahn Gelegenheit, dies zu beweisen. Durch seine hervorragende männliche Schönheit, die noch heute im Munde derer lebt, die ihn gekannt haben — sie ist besonders durch eine Büste von Steinhäuser im städtischen Museum zu Braunschweig erhalten — war er dem Herzog Karl, dem sogenannten »Diamantenherzog«, aufgefallen. Dieser machte den Versuch, ihn an sich zu ziehen, und betraute den erst 33 Jahre alten Beamten mit einem Kommissorium am Bundestage in Frankfurt a. M. Auf diesen für einen so jungen Mann schmeichelhaften Auftrag verzichtete unser Großvater, als er sah, wie wenig einwandfrei die Sache des Fürsten war, und trat in die Stellung als Kammerrat, die er bis dahin bekleidet hatte, zurück. Als zwei Jahre danach die Kreaturen des Herzogs Karl verjagt wurden und Herzog Wilhelm den Thron bestieg, konnte er mit leichtem Herzen von sich sagen: »Wohl dem, der sich rein erhalten hat!«

Ebenso vermied er später in seiner Stellung als Minister und dann als Kammerpräsident alles, was auch nur den Anschein hätte erwecken können, als suche er Vorteil für sich oder seine Angehörigen. Als er im Jahre 1848 aus dem Staatsministerium, dem er 18 Jahre lang angehört hatte, schied, unterließ er es, den Anspruch auf das volle Ministergehalt, der ihm nach dem Gesetze über den Zivilstaatsdienst vom 12. Oktober 1832 zustand, geltend zu machen, und begnügte sich mit einer Pension. Als einziger Grund für diese Handlungsweise erscheint der Umstand, daß dieses für ihn vorteilhafte Gesetz von ihm selbst mit gegengezeichnet war. In seinem Streben nach Unparteilichkeit ging er so weit, daß man der Ansicht war, verwandtschaftliche Beziehungen zu ihm seien für das Fortkommen im Staatsdienst nicht förderlich, sondern eher ein Hindernis.

Das aus der makellosen Führung seines Lebens und seines Amtes entspringende Bewußtsein gänzlicher Unantastbarkeit gab ihm die Berechtigung, unbekümmert seinen Weg zu gehen, in aufrechter Haltung, den Nacken steif, fast zu steif, sodaß Leute, die die Tiefen seines Herzens nicht kannten, ihn für stolz hielten, die klaren, blauen Augen frei gerade aus meist über die Köpfe der Menschen hinweg in die Ferne gerichtet.

Schon als Schüler zeichnete er sich aus. Im Alter von erst 13 Jahren wurde er in die Prima des Catharineums versetzt. Damals war Direktor dieses Gymnasiums Konrad Heusinger, der später sein Schwiegervater werden sollte. Heusinger war — wie Hoffmann von Fallersleben, der ebenfalls Schüler des Catharineums gewesen ist, bezeugt*) — in seinem Urteil scharf. Um so wertvoller erscheint das uneingeschränkte Lob, das er unserm Großvater bei dessen Abgange erteilt, indem er ihm am 20. September 1812 folgendes Abgangszeugnis ausstellt:

»Herr Friedrich Schulz aus Braunschweig, geboren am 28. Februar »1795, ist unter den heute Abgehenden am längsten, nemlich seit vier Jahren, »Primaner unsers Katharineums gewesen. Wir Lehrer freuten uns oft im »Stillen, wenn wir die Folgsamkeit beobachteten, mit der er, so jung er auch »in diese erste Klasse aufgenommen war, auf unsere freundschaftlichen Zu- »rechtweisungen achtete: und nun haben wir die Genugthuung, ihm das »Zeugnis ertheilen zu können, daß seine Fortschritte sowie sein Talent und »sein sittliches Betragen vorzüglich waren. Er war pünktlich im Besuche der »Lehrstunden und in seinen Schularbeiten; und so war auch sein häuslicher »Fleiß musterhaft. Er ist im Latein gut geworden; im schriftlichen und »mündlichen Vortrage der Beste; in den philosophischen Wissenschaften der »Beste; so auch im Französischen, Englischen und Italienischen; und in der »Mathematik theilte er diese Ehre nur noch mit Einem.

»Wir entlassen ihn mit vielem Vertrauen auf seine Festigkeit, und nur »unsere Liebe zu ihm berechtigt uns zu der heutigen letzten Bitte an ihn, »sich seine blühende Gesundheit auch auf dem freieren Tummelplatze der »Verführung zu erhalten: dann zweifeln wir nicht, daß er einst als brauch- »barer Geschäftsmann — er wählte sich das Fach der Rechtsgelehrsamkeit — »dem Staate nützlich sein und sich und denen, die ihn erzogen, Ehre machen »werde.«

Nach Beendigung seiner auf der Universität Göttingen betriebenen Studien wurde er Aktuar in Salder. Er wohnte hier in einem Häuschen eine Treppe hoch. Um sich den Weg über die Treppe zu ersparen, pflegte er aus dem Fenster zu springen und bei seiner Rückkehr auf demselben Wege einzusteigen, was ihm bei seiner Statur nicht schwer fiel. Man nannte das später den »Sprung zum Minister«.

In diese Zeit fällt seine Verlobung.

Schon seit längerer Zeit war sein Elternhaus zu dem Hause des Direktors des Catharineums Konrad Heusinger dadurch in eine nahe Verbindung getreten, daß unsere Urgroßeltern Schulz ihre Tochter Caroline dem Dr. med. Heinrich Heusinger, späterem Geheimen Medizinalrat, ältestem Sohne Konrad Heusingers und seiner Gattin Anna Dorothea geborenen Billep, vermählt hatten.

*) Hoffmann von Fallersleben: »Mein Leben.«

Die jüngste Schwester dieses Heinrich Heusinger Anna Sophie Henriette, genannt Anna, ist die Gattin des Friedrich Schulz und unsere Großmutter geworden.

Die Heusingers waren eine alte Familie von Geistlichen und hervorragenden Schulmännern. Auf einem alten Stammbaum ist der zur Reformationszeit in dem hildburghäusischen Städtchen Eisfeld lebende Ahnherr als »aus einer ehrlichen, nicht begüterten Familie« stammend bezeichnet. »Ehrlich«, d. h. hochangesehen, und nicht begütert war die Familie die Jahrhunderte hindurch geblieben.

Der Großvater unserer Großmutter, Jacob Friedrich Heusinger, wurde am 11. April 1719 in Useborn in der Wetterau geboren, wo sein Vater Christian Andreas als Pastor lebte. Seine Mutter war Regina, Tochter des Laubachschen Amtmanns Jacob Böhler. Er erhielt wissenschaftlichen Unter-



Jacob Friedrich Heusinger.

richt von seinem Oheim Johann Michael Heusinger, der 1730 Lehrer an der Landschule (nachher Gymnasium) in Gotha und 1738 Direktor des Gymnasiums in Eisenach wurde und dessen philologische Schriften großes Ansehen genossen. Jacob Friedrich wurde 1744 Magister der Philosophie und Privatdozent in Jena, 1750 Konrektor und 1759 Rektor der Herzoglichen großen Schule — Gymnasium — in Wolfenbüttel. Er war ein scharfsinniger Kritiker und bekundete dies durch mehrere bedeutende Schriften. Noch heute wird wegen seiner Bearbeitung der Pflichtenlehre des Cicero sein Name mit Ehren genannt.

Im Jahre 1759 kam der spätere Abt Haeseler, der — wie schon erwähnt — durch seinen Vater Christoph Heinrich Haeseler und durch seine Schwester verwandtschaftliche Beziehungen zu dem braunschweigischen Hofprediger Christian Wilhelm Schultz und dessen Bruder, unserm Vorfahren Martin

Schultz besaß, nach Wolfenbüttel. Im Jahre 1770 zog Lessing hier als Bibliothekar ein. Mit beiden unterhielt Jacob Friedrich Heusinger nahe Freundschaft. Nach seinem am 27. September 1778 erfolgten Tode und nach dem am 15. Februar 1781 eingetretenen Tode Lessings sprach Haeseler in seinem »Julius« die freudige Hoffnung aus, in der Ewigkeit seinen recht-schaffenen Heusinger und Lessing wieder zu umarmen. *)

Jacob Friedrichs ältester Sohn Konrad, unser Urgroßvater, wurde am 2. August 1752 in Wolfenbüttel geboren. Seine Mutter, Clara Dorothea Eleonora geborene Cantoris, Tochter eines Apothekers in Polle, verlor er schon, als er erst 3 Jahre alt war, am 5. September 1755; seine Stiefmutter, Maria Elisabeth Henriette geborene Schürmann, ersetzte ihm die mütterliche Pflege und Liebe. Sein jüngerer Halbbruder, Johann Heusinger, wurde ein geschätzter Porträtmaler in Berlin und erteilte dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., und dem damaligen Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelm I., Unterricht. Eine eigenhändige Handzeichnung, die Friedrich Wilhelm als Jüngling gefertigt und Johann Heusinger geschenkt hat, ist in unserm Besitz. Ein Brief des Prinzen Wilhelm an den Kronprinzen enthält die auf den Lehrer bezügliche Nachricht: »Heusinger ist heute mit mir recht zufrieden gewesen«. Von Heusinger stammen die Porträts unsrer Urgroßeltern Schulz, Urgroßeltern Heusinger und Großeltern Schulz, sowie viele andere Familienbilder.

Unser Urgroßvater Konrad Heusinger erhielt Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und zwar, als er schon im 13. Lebensjahre nach Prima aufgerückt war, anfangs, weil das Konrektorat der Schule wegen der Unruhen des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unbesetzt war, von seinem Vater, dem Rektor, allein. Die alte Literatur zog neben der Geschichte ihn am meisten an, und er las als Primaner, wenn er mit seinen Schulautoren fertig war, für sich den Sueton, Vellejus und andere Klassiker, besonders den Livius, den er schon als Schüler dreimal in seiner Privatlektüre beendigte; die mit kritischen und erklärenden Anmerkungen versehene Übersetzung des ihm seit dieser Zeit vertrauten alten Römers ist außer anderen wertvollen Arbeiten, abgesehen von seiner in hohem Grade hervorragenden Tätigkeit als Lehrer und Organisator, sein eigentliches Lebenswerk geworden. Sein vorzügliches Prüfungszeugnis vom Jahre 1778 rühmt ihm nach, daß er auch in der Geschichte alle Fragen »scite« (geschickt) beantwortete, obwohl er die Schlacht bei Cannae mit der Schlacht bei Zama verwechselt hatte.

Als sein Vater gestorben war, bekam Leiste, der bis dahin Konrektor gewesen war, das Rektorat und Konrad Heusinger das Konrektorat. Es ist stets anerkannt worden, daß die Arbeit der beiden Heusinger im Verein mit

*) Vgl. Johannes Beste: Der Abt Häeseler und seine Familie. Braunschweigisches Magazin No. 6 1899. Beilage zu No. 71 der Braunschweigischen Anzeigen.

der Tüchtigkeit Leistes das Gymnasium in Wolfenbüttel zur damals besten gelehrten Schule in weitem Umkreise erhoben hat.

Lessing übertrug die Freundschaft, die er dem ihm an Jahren voraufgehenden Jacob Friedrich Heusinger geschenkt hatte, auf den ihm an Jahren nachstehenden Konrad. Dieser zog sich durch ein Gedicht, das er nach Lessings Tode auf seinen großen Freund verfaßt hatte, einen Angriff des Pastors Spohr in Woltershausen zu, den er zu Ehren des Dahingeschiedenen scharf zurückwies.

Als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand als erster in Deutschland einen allerdings nur vorübergehenden Versuch unternahm, die Schule von der Kirche zu trennen, und zu diesem Zwecke die Oberaufsicht über das Schulwesen, die er den Konsistorien zu Wolfenbüttel und Blankenburg abnahm, einem am 12. Juni 1786 neugegründeten Fürstlichen Schuldirektorium übertrug, berief er den Konrektor Heusinger zum stimmführenden Mitgliede dieser Behörde.

Im Jahre 1790 verließ Konrad Heusinger Wolfenbüttel und übernahm das Direktorat des Braunschweiger Catharineums, um dieses Institut aus dem tiefen Verfall, in dem es sich seit langer Zeit befand, zu erheben.

Scheffler, sein Nachfolger am Catharineum, der ihm zwanzig Jahre hindurch in Freundschaft verbunden war, schildert ihn »als einen edlen Mann, wohlwollend und dienstfertig, gewöhnlich ernst aber nicht finster, oft heiter und witzig, und auch als einen guten Dichter, der zwar selten, aber immer individuell, ungezwungen und treffend sein Talent in Gelegenheitsgedichten unter ungeteiltem Beifall zum Besten gab«.

Hiermit stimmt das Bild überein, das Hoffmann von Fallersleben von ihm entwirft.*) Hoffmann erzählt:

»Der alte Heusinger war ein Schulmann von altem Schrot und Korn, »gewissenhaft in seinem Amte, Kraft mit Milde paarend, für das Wohl seiner »Anstalt unablässig thätig, im Unterricht gründlich und streng. Er machte »einen ehrwürdigen Eindruck, wenn er an seinem Tische, das Buch in der »Hand, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, dasaß und dann mit seiner »kräftigen Stimme sich vernehmen ließ. Mehr als diese sagten seine großen »geistvollen Augen, ein Bild, das an Friedrich den Großen erinnerte. »Scheinbar kümmerte es sich um keinen Einzelnen, aber er that es »Noch im hohen Alter war sein Geist sehr rege und thätig, er begleitete »theilnehmend die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens. »Eine scherzhafte Geschichte aus den letzten Jahren seines Lebens bestätigt »dies. Eines Nachmittags kam er die Hagenbrücke entlang. Der Seitenpfad »ist dort sehr schmal. Eine Bauersfrau mit einer Kiepe kommt auf ihn zu »und versperrt ihm den Weg. Wie sie ihn mit den vielen Büchern unterm

*) Hoffmann von Fallersleben: »Mein Leben«.

»Arme sieht, fragt sie ihn: »Na, geit hei denn ôk immer noch in de Schaule?«
»— »Ja, liebe Frau, man kann nie genug lernen.««

Den Geist edler Bildung pflegte Konrad Heusinger auch in seinem häuslichen Kreise.

Er hatte sich als Konrektor in Wolfenbüttel am 30. Mai 1779 mit Anna Dorothea Friederike Billep, ihr Rufname war Anna, verheiratet. Diese war die am 9. Januar 1758 in Braunschweig geborene Tochter des Brauers und



Anna Heusinger geb. Billep.

J. Heusinger pinx.

Kirchenvorstehers Johann Heinrich Billep und seiner Gattin Anna Elisabeth geborenen Lindemann. Von ihrem Vater hatte sie ein hübsches, mit Schnitzwerk versehenes Haus in der Reichenstraße zu Braunschweig bekommen.

Sie hatte ihrem Gatten neun Kinder geschenkt.

Henriette, geboren am 31. Dezember 1784, später verheiratet mit dem Pastor Sallentin in Veltheim, der schon genannte Heinrich, geboren am 10. September 1786, Ernst, geboren am 14. August 1788, Auguste, geboren am 18. Mai 1790, später verheiratet mit dem Münzmeister Brüel in Hannover — ihr Sohn war der hannoversche Unterstaatssekretär und spätere welfische Abgeordnete Ludwig Brüel —, Karl, geboren am 17. März 1793, Sophie, geboren am 4. Juli 1797, Anna — unsere Großmutter —, geboren am

15. Februar 1799, und zwei Kinder, Elisabeth und Wilhelm, die früh verstarben.

Von dem zarten, poetischen, einen Hauch der Goethe-Schiller-Zeit tragenden Empfinden der Kinder zeugt das Festspiel, das sie am 30. Mai 1804 zur Feier der silbernen Hochzeit ihrer Eltern aufführten. Sie standen



Konrad Heusinger.

J. Heusinger pinx.

um einen mit dem Laube der Silberpappel bekränzten Altar und legten auf diesem unter schwungvollen Versen nacheinander Rosen, Myrthen, Epheu, Lorbeer und Orangen nieder, ergriffen sodann eine mit den gleichen Symbolen geschmückte Girlande aus Silberpappellaub und umschlangen damit unter dem Klange versteckter Flöten das Paar.

Das friedliche Leben, in dem Konrad Heusinger echte Geisteskultur in engem und weitem Kreise pflegte, wurde jäh durch die Napoleonischen Kriege gestört. Es verdient Bewunderung, daß seine Ehefrau, unsere Urgroßmutter, obwohl das Gehalt des Gatten nicht selten ausblieb und Konrad Heusinger manche Vorteile, die er sich durch Schriftstellern hätte erwerben können, aus idealen Gründen aufgegeben hatte, obwohl ihr Haus in der

Reichenstraße während der Einquartierung mehr kostete als es einbrachte, und somit ihre Einkünfte lange Zeit hindurch nur in dem bestanden, was ihre Pensionäre zahlten, Mittel und Wege fand, die große Kinderschar zu ernähren, und daß sie den Mut nicht verlor, wenn das mit Mühe beschaffte Mittagbrot durch die plötzlich das Haus betretenden Soldaten aufgezehrt wurde.

Diese schweren Jahre vermochten nicht zu verhindern, daß alle Kinder gut erzogen und versorgt wurden. Unter den unscheinbaren braunen Kappen, die die Mutter ihren Töchtern für den Winter häkelte, weil es an Geld zum Anschaffen von Hüten fehlte, blieb ein heiterer Sinn bewahrt, und in den Seelen aller Kinder schlug der Funke der Vaterlandsliebe, den der Vater als glühender Patriot hineingelegt hatte, zu hellen Flammen empor. In der schwarzen Schar des Herzogs Friedrich Wilhelm fochten zwei der Söhne: Ernst, der die westfälischen Fahnen verlassen und sich unter einer Brücke im Mastbruche verborgen gehalten hatte, um zu seinem Herzoge zu stoßen, als Offizier und Karl als Freiwilliger. Diesem hatte der Vater zum Abschied die Worte aus Livius IX, 1 in das Stammbuch geschrieben: »Justum est bellum, quibus necessarium, et pia arma, quibus nulla nisi in armis relinquitur spes.« Während man in Braunschweig vaterländische Kundgebungen auf der Straße mit Rücksicht auf die fremde Besatzung zu unterlassen gezwungen war, pflegten die Töchter in das Gärtchen hinter dem Hause zu gehen, wo sich über dem Okerarm ein hölzerner Ausbau, eine sogenannte »Fülle« befand, und über dem stillen Flüschen, das dort wie durch eine Gasse dahinzog, aus begeistertem Herzen das Lied zu schmettern, das im Jahre 1809 durch das Land flog:

»Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!
»Er rückt ins Feld heran,
»Und schlug mit seiner kleinen Macht
»Viel tausend Mann in mancher Schlacht,
»Der Held von Heinrichs Stamm.«

Aus diesem Hause ging das schlanke blonde Mädchen hervor, das unser hochgewachsener, schwarzlockiger Großvater in sein Herz schloß.

Sein Verkehr mit ihr war jederzeit so unbefangen gewesen, daß weder ihre noch seine Eltern bemerkten, wie seine Neigung wuchs. An dem Geheimbleiben seiner Liebe war ihm auch viel gelegen, denn er glaubte mit Bestimmtheit zu wissen, daß seine frühe Verlobung die Billigung seines Vaters erst dann erlangen werde, wenn er als Sekretär angestellt sei. Seine Schwester Caroline freilich erfuhr von seinen Wünschen, teils durch ihren eigenen Scharfblick, teils weil er sich absichtlich vor ihr nicht verschloß.

Ännchen wurde seiner Versuche, sich ihr zu nähern, mit Freuden gewahr, verhielt sich aber zurückhaltend, bis er sie allein traf. »Es war am 17. No-

vember 1817, morgens um halb elf Uhr auf Carolinens Stube. Sie stand am Fenster auf dem Tritt.«

Das Geheimhalten der Versprechungen, die sie in dieser Stunde mit dem Manne ihres Herzens ausgetauscht hatte, stimmte freilich nicht mit ihrer Liebe zur Offenheit überein und wurde ihr um so schwerer, als sie eine Veränderung in ihrem Wesen nicht verbergen konnte. Die Neugier der jungen Mädchen, die als Pensionärinnen im Hause ihrer Eltern lebten, war zwar nur geeignet, sie zu belustigen, und es liegt für uns ein eigenartiger Reiz in den



Friedrich Schulz.

J. Heusinger pinx. 1818.



Anna Heusinger.

J. Heusinger pinx. 1818.

sehnsüchtigen Briefen, die sie an der geöffneten Schublade schrieb, in der sie das Schriftstück verschwinden ließ, sobald jemand kam; aber sie empfand Schmerz darüber, daß ihre Mutter ihr den Vorwurf machte, sie sei ihr gegenüber nicht aufrichtig.

Von der peinlichen Lage, in die sie geriet, zeugt ein Brief, den ihre Schwägerin Caroline am 29. Januar 1818 an unsern Großvater gerichtet hat. Es heißt in ihm über Ännchens Mutter: »Sie hat sich also vernehmen lassen: »»Die Mädchen werden alle Tage schlimmer. Zu meiner Zeit hätte eins »»nicht gewagt, das zu thun, woraus sie sich jetzt garnichts mehr machen. »»Das Kleine belügt und betrügt mich jetzt, wo es nur kann, und dabei »»kann es noch lachen und mir gerade ins Gesicht sehen, aber steif!«« »Du

»kannst denken, daß solche Äußerungen Ännen in Todesangst gejagt haben.
»Ich habe sie zu beruhigen gesucht, die Mutter hätte es gewiß nur im Scherz
»gesagt, aber sie fürchtet immer, daß sie sie mal geradezu fragt.«

Etwas Mut schöpfte sie, als ihr Vater zu ihrer besten Freundin, Julchen Wichmann, die mit Karl, ihrem Bruder verlobt war, im Scherze sagte: »Ja, mein Kind, das Lügen müssen Sie in dieser Zeit noch lernen.« Sie dachte, als sie dies hörte, ihr Vater würde es auch ihr erlauben.

Julchen Wichmann — nach den erhaltenen Bildern ein Mädchen voller Liebreiz — war die Einzige, der Ännchen von dem Ereignis Mitteilung gemacht hatte. Als Caroline, die für die Wahrung des Geheimnisses besorgt war, Ännchen kurz nach der Verlobung warnte, es ja nicht Julchen Wichmann zu erzählen, war es bereits geschehen. Julchen hatte sich aber nicht unwert gezeigt, sie hatte vor Freuden geweint.

Der Tag, an dem die Mutter erfuhr, um wessen willen ihre Tochter verschwiegen gewesen war, an dem der alte Heusinger den Bräutigam seines Ännchen, dem er schon als jungem Primaner zugetan gewesen, in seine Arme schließen und der glückliche Sohn Ännchen als Braut in das Haus seiner Eltern führen konnte, kam schneller, als die Verlobten geglaubt hatten. Unser Großvater wurde am 5. Mai 1818 zum Kammersekretär ernannt.

Wie die Hochzeit seines Großvaters und Urgroßvaters von deren Anstellung als Regierungs- oder Kammersekretär abgehangen hatte, so war es auch bei ihm der Fall. Er heiratete am 8. Oktober 1820.

Diesen Tag erlebte Konrad Heusinger nicht mehr, er war am 12. Januar desselben Jahres verstorben.

Das Catharineum trauerte um seinen Reorganisator in einer schönen Ode. Eine ihrer asklepiadeischen Strophen lautete:

- »Gab nicht Zeus die Gewalt, Seelen zu lenken, ihm?
- »Liehen Grazien nicht seinem beredten Mund
 - »Süßen Zauber der Anmut? —
 - »Und doch nahm ihn die schwarze Nacht.«

IV.

Das Haus unserer Großeltern Schulz.

Die Jugendzeit unseres Vaters.

Friedrich Schulz.	8. 10. 1820.	Anna geb. Heusinger.
* 28. 2. 1795.		* 15. 2. 1799.
† 1. 6. 1864.		† 29. 3. 1856.

Clara.	Anna.	Meta.	Oskar.	Clara.	Friedrich.
† als Kind.	* 9. 10. 1825.	* 29. 9. 1827.	* 11. 10. 1831.	† als Kind.	* 10. 9. 1840.
	† 9. 10. 1857.	† 2. 1. 1895.	† 13. 12. 1878.		



Das Haus unsrer Urgroßeltern und Großeltern Schulz in Braunschweig.

Unser Vater, Friedrich Schulz, geboren am 10. September 1840, ist das jüngste Kind seiner Eltern. Seine Geschwister waren: Anna, geboren am 9. Oktober 1825, Meta, geboren am 29. September 1827, Oskar, geboren am 11. Oktober 1831 und zwei in der Kindheit verstorbene Mädchen, beide Clara genannt.

Zu den glänzenden Zeiten, die für das Haus unserer Großeltern schon ein Jahrzehnt nach der Hochzeit beginnen sollten, standen die ersten Jahre bei einem Anfangsgehalt von nur 400 Talern in einem auffallenden Gegensatz. Unsere Großmutter konnte sich zunächst keine andere häusliche Hilfe als eine sogenannte »Ausgeherin« halten und nahm, wenn sie in der Stadt Besorgungen machte, ihr ältestes Töchterchen auf dem Arme mit. Dennoch ist ihr die Erinnerung an diese ersten Jahre ihrer Ehe — wie sie unserm Vater oft erzählt hat — stets besonders lieb geblieben.

Unser Großvater rückte schnell zum Kammerassessor und am 2. Oktober 1827 zum Kammerrat auf. Im Jahre 1828 erhielt er das schon erwähnte Kommissorium beim Bundestage in Frankfurt a. M. Einen gänzlichen Umschwung in seiner Stellung brachte das Jahr 1830.

Der Herzog Karl war angesichts der in Braunschweig ausgebrochenen Unruhen am 7. September geflohen, — sein jüngerer Bruder Wilhelm drei Tage darauf, von Berlin kommend, in dem Schloßchen Richmond bei Braunschweig eingetroffen.

Unsere Großmutter befand sich mit den Kindern in Hannover zu Besuch bei ihrer Schwester Auguste, verheirateten Brüel, als sie durch folgenden Brief ihres Gatten überrascht wurde:

»Braunschweig, den 11. September 1830.

»Deine Briefe, liebstes Ännchen, erhielt ich diesen Mittag, als ich
»eben im Begriff stand, zu einer allgemeinen Versammlung nach dem
»Deutschen Hause abzugehen, wo eine Berathung über die Frage statt-
»finden sollte, ob und welche Vorschläge dem Herzog Wilhelm über die
»Beibehaltung oder Auflösung des Staatsministeriums gemacht werden
»könnten. Als ich in der Neuenstraße ankam, begegneten mir mehrere
»Kollegen und andere redliche Mitbürger, empfingen mich mit großem
»Jubel, und verkündeten mir, daß eine fernere Berathung überflüssig sei,
»indem der Herzog sich bereits eine Regierungs-Commission und bera-
»thende Behörde ernannt habe, welche aus dem Grafen v. Oberg zu
»Duttenstedt, dem Hofrathe von Schleinitz zu Wolfenbüttel, und aus Mir
»bestehen solle. Du kannst leicht denken, daß mir bei dieser Nachricht
»ganz seltsam zu Muthe wurde. Man ließ mich auf offener Straße als
»Geheimen-Rath hochleben, und beging allerlei Thorheiten, denen ich mich
»durch eine schnelle Flucht zu entziehen wußte. Ich eilte zu Boden*),
»weil ich von ihm, der schon längere Zeit um die Person des Herzogs
»gewesen war, näheren Aufschluß zu erhalten hoffte, fand ihn indessen
»nicht, da er noch immer in Richmond beim Herzog war. Es blieb mir
»daher nichts übrig, als still bescheiden zu Hause zu gehen, und mein
»Geheimeraths-Essen, welches dieses Mal noch in Birnen und Kartoffeln
»mit aufgewärmtem geschmorten Rindfleische bestand, zu mir zu nehmen,
»und dabei Betrachtungen über die bevorstehende Standeserhöhung an-
»zustellen, welche durch den Genuß einiger Gläser Wein sehr belebt
»wurden. Ich hielt es für geraten, den ferneren Gang der Sache in völliger
»Gemüthsruhe abzuwarten, und keine Schritte zu thun, die als zudringlich
»hätten betrachtet werden können. Daß die Zusammensetzung der Com-
»mission sobald nicht geschehen könnte, ließ sich daraus abnehmen, daß
»Graf Oberg von Seiten der Landschaft gestern nach Hannover abge-
»gangen war, um dort eine getreue Schilderung der hiesigen Vorfälle zu
»geben, Herr v. Schleinitz aber erst von Wolfenbüttel herberufen werden
»mußte. So oft die Thür klingelte, glaubte ich einen herzoglichen Bothen,
»der mich nach Richmond bescheiden würde, zu vernehmen, allein bis

*) Der damalige Stadtdirektor Bode.

»jetzt ist noch keiner gekommen. Nur der Zahlmeister Ribbentrop*) ist vor einer Stunde bei mir gewesen, hat schuldigst gratulirt, und betheuert, daß die ganze Stadt, die er diesen Nachmittag durchlaufen sei, über die glückliche Wahl des Herzogs hocherfreut sei, und den besten Erfolg von unsern Berathungen erwarte. Zugleich bat er mich, seinen Schwager Pockels**), der aus Bescheidenheit nicht selbst kommen wollte, zum Secretair anzunehmen, wenn ein solcher erforderlich sein werde. Morgen wird die Sache sich ohne Zweifel entscheiden, und dann will ich Dir weiter schreiben. Wenn die Dinge sich aber so gestalten, wie es den Anschein hat, so wird es doch wohl zweckmäßig sein, daß Du Deinen Aufenthalt in Hannover nicht gar zu lange verzögerst, damit Du, während ich den Herzog berathe, die ökonomischen Angelegenheiten besorgen und berathen kannst.

»Mein gestriger Brief, den ich in der größten Eile schrieb, um ihn noch zur Post zu befördern, enthält einige Unrichtigkeiten, die schon durch Luisens späteres Schreiben berichtigt sein werden. Hätte ich gewußt, daß die Post nicht um 6 Uhr Morgens sondern erst um 10 Uhr abgeht, so hätte ich mir mehr Zeit nehmen können. ** ist drei Male vom Magistrate und dem Polizeidirektor ersucht worden, die Stadt zu verlassen; er hat aber jedes Mal höflichst gedankt, und betheuert, daß er ein gutes Gewissen habe, daß die rechtlichen Bürger ihn sehr schätzten, und daß nur einige Ruhestörer ihm übelwollten. Er hat sich hierin jedoch geirrt, denn einige rechtliche Bürger, namentlich der Branntweinbrenner Götte vom Augustthore, haben ihn diesen Mittag, als er sich wieder auf der Straße hat sehen lassen, beim Kragen gepackt, und aus dem Pretrithore nach Ölper geschleppt, und er soll von heftigen Püffen und dergleichen ganz erschöpft auf dem Ölperthurme gelegen haben. Mein Gott, wie schnell kann sich doch das Glücksrad wenden! *** war gestern Abend zurückgekommen, hat aber heute die Weisung erhalten, die Stadt zu verlassen, und ist, wie fest behauptet wird, diesen Nachmittag abgegangen. Es scheint ein strenges Gericht über alle Unwürdige zu ergehen, wohl dem, der sich rein erhalten hat. Es kommen jetzt immer mehr Schriften aus dem geheimen Cabinet zum Vorscheine, wodurch viele Personen an den Pranger gestellt werden, die man bisher für rechtlich gehalten hat.

»An Carl habe ich noch nicht geschrieben, bei der großen Unruhe habe ich wirklich nicht daran gedacht, und die Erinnerung in Deinem Briefe kam für die heutige Post zu spät. Daß die Kinder auf der Reise sich gut betragen haben, freut mich sehr, ich hoffe Du wirst auch dort mit ihnen Ehre einlegen. Sag ihnen nur, daß Makko***) seit ihrer Ab-

*) Später Geheimer Finanzrat.

**) Der spätere Kreisdirektor.

***) Der Hund.

»reise noch betrübter geworden sei, als ich. Er sucht in allen Stuben
»und Kammern, kuckt in die Betten und läuft Trepp auf und ab, auch
»soll wie Christiane behauptet, sein Appetit bedeutend abgenommen
»haben. Hier im Hause ist es unerhört still, ein Beweis, daß Frauen und
»Kinder den Lärm in der Welt allein machen.

»Am 12. September. Die Sache ist jetzt ziemlich entschieden, zwar
»etwas anders, als die ersten Nachrichten lauteten, aber doch wie es
»scheint, sehr vortheilhaft für mich. Der Herzog hat Bedenken getragen,
»das Ministerium sofort aufzulösen, weil er ohne erst selbst festzustehen,
»keine entscheidende Regierungs-Maßregeln treffen will. Die Sache ist
»daher so gewendet, daß wir obengenannten drei Personen ins Ministerium
»eintreten, zugleich aber die alleinigen Rathgeber des Herzogs sein sollen,
»weil er mit dem Ministerium nicht verhandeln will. Unser Eintritt ins
»Ministerium ist die einzige Bedingung, unter welcher das Publicum das
»Fortbestehen desselben dulden will. So eben habe ich die Nachricht erhalten,
»daß der Herzog mich bald mit Schleinitz zu sehen wünscht. Ich habe
»daher sogleich Zenkern mit einem Schreiben an den Letzteren abgefertigt,
»und werde mich Morgen früh präsentiren. Es kann nun sehr wohl sein,
»daß ich den größten Theil des Tages zu Richmond werde zubringen
»müssen, bis eine gehörige Ordnung eingerichtet sein wird. Übrigens ist
»hier alles von dem besten Geiste beseelt, und die Rückkehr des Ver-
»hafteten wird als eine völlige Unmöglichkeit angesehen, er ist über Hol-
»land nach England zu gehen willens, und wird nimmer wiederkehren.

»Luise Pott war nach Tische hier, und wird noch mancherlei Neuig-
»keiten mittheilen, wobei ich mich nicht mehr aufhalten kann. Hofrat ***
»hat sich heute wieder sehen lassen, ist aber nun gänzlich entfernt, es war
»bereits von Seiten der Bürgergarde ein Haftbefehl gegen ihn ergangen.

»Nun leb wohl, bestes Ännchen, bis auf baldiges Wiedersehen, küsse
»die Kinder und behüthe sie wohl, jedoch nicht mit zu vielen Tüchern
»u. Mänteln. Empfiehl mich allen Angehörigen der guten Sache, und
»gieb mir bald Nachricht von Dir.

»Dein treuer

»F. Schulz.«

Unser Großvater war durch Erlaß vom 11. September 1830 in das Staatsministerium berufen worden, zunächst nur mit beratender Stimme. Am 1. Oktober wurde er zum dritten Ministerialrat und stimmführenden Mitgliede des Staatsministeriums, am 1. Juni des folgenden Jahres zum Geheimen Rat ernannt. Am 1. Januar 1837 erhielt er das Prädikat Exzellenz, am 1. Januar 1843 wurde er Staatsminister. Er verwaltete das Departement der Finanzen und Handelsangelegenheiten und dasjenige der geistlichen und Schulsachen.

Das Herzogtum war unter der Herrschaft des mit wohlwollender Fürsorge haushaltenden, aufgeklärten Karl Wilhelm Ferdinand ein glückliches

Land von hoher Geisteskultur gewesen. Als der landesväterliche Herzog den in der Schlacht bei Auerstedt empfangenen Wunden erlegen war, hatte für Braunschweig eine Zeit schwerer Leiden begonnen, da nicht nur Napoleon das tapfere Land nach dessen Einverleibung in das Königreich Westfalen härter heimsuchte als andere Gebiete, sondern auch der mit unbeugsamem Mute kämpfende Herzog Friedrich Wilhelm an seine opferfreudigen Braunschweiger größere Anforderungen stellte, als sie irgend einem anderen Lande auferlegt wurden. Der zur Zeit seiner Wiederherstellung erschöpfte Staat hatte, seit Friedrich Wilhelm am 16. Juni 1815 bei Quatrebras gefallen war, zunächst unter der Regentschaft des Königs Georg IV. von England und dann seit Oktober 1823 unter der Mißregierung des Herzogs Karl gestanden.

In dieser Lage befand sich das Herzogtum, als unser Großvater im Jahre 1830 in das Staatsministerium eintrat. Als er im Jahre 1848 daraus schied, war Braunschweig wieder ein blühendes Land, dessen segensreich umgestaltete Gesetzgebung und Verwaltung als mustergültig angesehen wurden.

In seinem Streben, die Kräfte des kleinen, aber entwicklungsfähigen Landes zu wecken und zu steigern, war er besonders für die Förderung der Bildungsanstalten und der Industrie tätig. Die Ordnung, die er im Finanzwesen einführte, gab ihm die Möglichkeit, öffentliche Mittel für neue Unternehmungen in reichlicherem Maße zur Verfügung zu stellen, als weniger weit blickende damals gewagt haben würden. Hierher gehört insbesondere der auf Anregung des späteren Generaldirektors von Amsberg vom Staate unternommene Bau von Eisenbahnen, der dem verantwortlichen Finanzminister zuerst Anfeindungen brachte, sich aber später als eine reiche, nachhaltige Einnahmequelle für das Herzogtum erwies und zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes wesentlich beitrug. Es ist für den auf den Fortschritt der Kultur bedachten Sinn unsers Großvaters bezeichnend, daß die im Jahre 1838 eröffnete Eisenbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel die erste Staatsbahn war.

Den Schmerz über den Wechsel der Verhältnisse, den das Jahr 1848 für ihn herbeiführte, überwand sein Selbstgefühl, zumal sein Fürst, der Herzog Wilhelm, in seinen persönlichen Beziehungen zu ihm eine Änderung nicht eintreten ließ und ihm seine Zuneigung bewahrte. Sein Rücktritt, der am 3. Mai 1848 auf eigenen Antrag erfolgte, war dadurch verursacht, daß er landesherrliche Hoheitsrechte in bezug auf die Finanzen gegen Angriffe der Stände mit Zähigkeit verteidigt hatte.

Das Präsidium des Konsistoriums, das er neben seinen Amtsgeschäften als Minister schon seit längerer Zeit versehen hatte, behielt er bei und ebenso die obere Leitung des Collegium Carolinum. Am 2. Januar 1852 eröffnete sich ihm eine neue, seinen Wünschen entsprechende Tätigkeit, indem ihm das Präsidium der herzoglichen Kammer (Verwaltung der Domänen, Forsten, Staatsbauten usw.) übertragen wurde.

Sein vielseitiger Geist wurde durch seine amtliche Tätigkeit selten völlig in Anspruch genommen. Die Freunde des Hauses, zu denen auch mehrere

Professoren des Collegium Carolinum gehörten, brachten ihm mannigfaltige Anregung. Besonders wurde er durch die Astronomie angezogen, er folgte den Bahnen dieser Wissenschaft, ausgerüstet mit einem guten Fernrohr. Es entsprach seiner Sinnesart, daß er jede neue Erfindung freudig begrüßte und, wenn es anging, auch praktisch verwertete, wobei es ihm zu statten kam, daß er mit einer — auch auf unsern Vater übergegangenen — großen Hand-



Unser Vater. Seine Eltern. Tante Caroline. Onkel Heinrich. Meta.
Vor dem »Borkenhouse« am 22. Mai 1847.

Nach einem Daguerreotyp unseres Großvaters.

fertigkeit begabt war, die er an der Dreh- und Hobelbank und bei sonstigen Hantierungen in steter Übung erhielt. Namentlich gelang es ihm, die Erfindung der Daguerreotypie schon zu einer Zeit anzuwenden, als man mit ihrer praktischen Verwertung erst eben begonnen hatte. Die Bilder, besonders Gruppenbilder, die er von seiner Familie, sich selbst eingeschlossen, angefertigt hat, sind uns von unschätzbarem Werte.

Seine Gattin waltete im Hause mit ihrer sanften, liebevollen Art.

In jüngeren Jahren pflegte sie ihre Stimme mit der seinen im Duett zu vereinigen. Später beschränkte sie sich darauf, seinem Gesange zu lauschen, wenn er an Sommerabenden, die Guitarre im Arme, durch den Garten wandelte.

Der Urgroßvater war am 30. Mai 1830 gestorben; unsere Urgroßmutter überlebte ihn um 19 Jahre und freute sich bis zu ihrem am 15. November 1849

erfolgten Tode an dem Glücke ihrer Kinder. Sie wußte auch deren äußeres Glück voll einzuschätzen und hatte ihre Freude an den Equipagen, die ihr Schwiegersohn Heinrich Heusinger als einer der gesuchtesten Ärzte und ihr Sohn in seiner Stellung als Minister sich hielten, schenkte auch dem roten Kutschenbock Beachtung, der den »Stadtwagen« ihres Sohnes zierte, wenn er



Unser Vater und seine Mutter.

Nach einem Daguerreotyp unseres Großvaters vom 24. September 1851

zu Hofe fuhr, und betrachtete gern das glänzende Tafelgeschirr, das der Herzog ihm im Jahre 1846 geschenkt hatte. Die Logenplätze, die sie im Theater besaß, ließ sie selten leer. Auch ist zu erwähnen, daß sie regelmäßig Damen zum Nachmittagskaffee empfing. Diese pflegten in Sänften zu kommen und in gleicherweise abgeholt zu werden, was der Diener unseres Großvaters mit den Worten meldete: »Frau Konsistorialrätin, die Porteurs sind da.« Ihr Gatte war am Abend seines Lebens trüben und grämlichen Stimmungen verfallen, gegen die er vergebens ankämpfte. Sie aber vergaß, daß sie unter seinen mannigfachen, oft grundlosen Sorgen und Verdrießlich-

keiten gelitten hatte, und äußerte: »Die Leute sagen jetzt immer, mein Mann sei ein Hypochonder gewesen. Ich habe das nie bemerkt.«

Fast wie eine zweite Heimat war für unsern Vater und seine Geschwister das Haus ihres Onkels Heinrich Heusinger und ihrer Tante Caroline, derselben Caroline, in deren Zimmer unsere Großeltern sich verlobt hatten.

Von dem feinen und tiefen Gemüte dieser beiden zeugen die Zeilen, in denen Heinrich Heusinger seiner späteren Gattin seine Liebe angedeutet hatte. Er schrieb ihr auf einem für ihr Stammbuch bestimmten Blatte aus Berlin am 20. April 1810:

»Glaube — Hoffnung.

»Aus weiter Ferne sendet Ihnen Dr. H. H. (dieses war seine Chiffre) diese zwei Worte. Sie enthalten beinahe das Köstlichste, welches ein menschliches Herz bewahren kann, und vielfach ist ihre Bedeutung. Jedes derselben bringt Trost dem Sterblichen, der es versteht, mit zartem Sinn ihr Geheimnis zu enthüllen. Ihrem Auge verdeckt es kein Schleier. —

»Bewahren Sie dem Entfernten ein freundliches Andenken, so ist mein Glaube und meine Hoffnung bereichert.«

Da ihre Ehe ohne Nachkommen blieb, so betrachteten sie die Kinder ihrer beiderseitigen Geschwister wie ihre eigenen. Sie bewiesen dies auch dadurch, daß sie sie später zu Erben einsetzten.

Der »arme Onkel« — so wurde Heinrich Heusinger von seinen Nichten und Neffen genannt mit Rücksicht auf die viele Plage, die seine Praxis ihm bereitete — war von einem warmherzigen Humor, der seine Echtheit gerade dadurch bewies, daß er den Kindern so gut gefiel. Es verging kaum ein Tag, ohne daß er zur Kaffeestunde das Haus unserer Großeltern betrat. Meta hielt dann regelmäßig ein Spiel Karten bereit; sie setzten sich zusammen ans Fenster und spielten genau eine Viertelstunde lang »Mariage«, worauf der »arme Onkel« mit der Behauptung, er habe gewonnen, davoneilte, um sich weiter seiner Praxis zu widmen.

Des Sonntags pflegte unser Vater mit Meta ihn und die Tante Caroline zu besuchen. Bei ihnen stand für den Knaben eine kleine und eine große Menagerie bereit. Die kleine bestand aus sehr hübschen, aus Papiermaché gefertigten Tierfiguren, die große war der Hund »Aura«. Diesen durfte er dann in den dunklen Winkel unter dem Schreibtisch sperren, wo die Augen des Tieres in grünem Lichte glühten.

Zwischen unserm Vater und seinem Onkel bestand das besondere Band, daß beide auf den gleichen Jahrestag geboren waren. Hierauf bezieht sich eine von dessen letztwilligen Verfügungen, die folgendermaßen lautet: »Meine goldene Dose — Geschenk vom Herzoge — bestimme ich für den Vater meiner Erben, zu dermaleinstiger Vererbung auf seinen Sohn Friedrich zum Andenken an seinen alten Onkel und an unsern gemeinschaftlichen Geburtstag.«

In dankbarer Erinnerung an ihn gab unser Vater seinem ältesten Sohne den Namen Heinrich.

Auch unser Großvater hatte, obwohl er in seiner Grundstimmung ernst war, eine eigentümliche, gerade für ihn charakteristische Art zu scherzen. Er liebte es, das gewichtige, das ihm schon infolge seiner hochragenden Gestalt eigentümlich war, auch in nebensächlichen Dingen beizubehalten, und diesen dadurch eine scherzhafte Wendung zu verleihen.

Bezeichnend für diese seine Art und Weise und zugleich auch für den bescheidenen Sinn unserer Großeltern ist ein Erlaß, durch den er das Nadelgeld unserer Großmutter erhöht.

Er lautet:

»WIR von Gottes Gnaden

FRIEDRICH

Erbherr auf Schulzenhausen und Borkenstedt

»urkunden und bekennen hiemit:

»Um den häufigen, wenn auch für unbegründet erachteten Klagen
»Unserer vielgeliebten Hausfrau Anna Sophie Henriette geb. Heusinger
»von Reichstraß gründlich und für immer abzuhelfen, haben Wir Uns
»in besonderer Hinsicht auf deren heutiges Geburtstagsfest bewogen
»gefunden, das derselben bewilligte Annuum von Sechszig Thlrn auf

Ein Hundert Thaler

»zu erhöhen, thun solches hiemit, und schließen den ersten Quartal-
»betrag dieses Jahres zu

Fünf und zwanzig Thalern

»mit dem wohlgemeinten Rathe hiebei an, bei der Verwendung dieser
»Summe zunächst das eigene Bedürfnis und sodann erst die Wünsche
»Anderer zu berücksichtigen.

»Urkundlich unserer Unterschrift und nebengesetzten Insiegels.

»So geschehen, Schulzenhausen am 15. Februar 1852

Friedrich

(Siegel.)

»Verschreibung

»für Unsere vielgeliebte Hausfrau

»Anna Sophie Henriette geb.

»Heusinger.«

»Schulzenhausen« bedeutet das Haus Schulz, »Borkenstedt« das Borkenhäuschen, das in dem hinter dem Hause sich zur Oker hinunterziehenden Garten stand.

Der heiter scherzende Sinn, der dem Leben durch harmlose Freuden einen beständigen Schmuck zu verleihen wußte, wohnte in unserm großelterlichen Hause wie ein guter Hausgeist nach Art eines eigentümlichen Fabelwesens, das der Phantasie Metas entsprungen war. Luftschlösser mit Genien

zu bevölkern lag im Charakter der Zeit, es in witziger Weise zu tun, war Metas Eigenart.

Wenn irgend ein mehr oder weniger schwieriger Fall zu überlegen war, so pflegte Meta »Armada Bovill« um Rat zu fragen. Diese wohnte zwar eigentlich in den »immensen Steppen Sibiriens«, war aber doch stets für Meta im Nebenzimmer zu sprechen. An den wunderbaren Schicksalen Armadas und der zahlreichen, sich stets vermehrenden Mitglieder ihrer Familie nahm man allgemein lebhaften Anteil, doch hat man sie niemals zu Gesicht bekommen.

Solches Hineinweben des Scherzes in die Wirklichkeit bot den schwärmerischen Mädchenherzen, deren tiefe, nicht selten in Tränen ausbrechende Leidenschaftlichkeit sich bei Anna manchmal fast bis zur Schwermut steigern konnte, ein glückliches Gegengewicht.

Anna war von ihrer ersten Schulzeit an in jeder Beziehung ein hervorragendes Mädchen gewesen. Sie war nicht nur in ihren Leistungen ohne Mühe die beste, sondern ihren Mitschülerinnen auch durch ihre Persönlichkeit überlegen, was die Vorsteherin der Schule, die hochverehrte Sophie Heusinger, Schwester unserer Großmutter, die das pädagogische Talent des alten Konrad Heusinger besaß und die Schülerinnen mit ihren sanften Augen zu regieren pflegte, klar durchschaute.

Das überragende ihres Wesens war in ihrer Blütezeit noch gewachsen. In ihrer für ihr Vaterhaus ein wenig fremdartigen Romantik lag etwas Wunderbares. Ihr früher Tod ist als ein schweres Schicksal betrauert worden. Sie starb an ihrem zweiunddreißigsten Geburtstage am Typhus. Ein ihr gewidmeter poetischer Nachruf enthält die für sie treffenden Worte: »So demutsvoll und doch voll Majestät.«

Von unserm Vater ist aus seiner Kindheit zu berichten, daß er im Alter von 6 Jahren einen kleinen Spielkameraden, Florian von Thielau, späteren preußischen Gesandten in Oldenburg, der kopfüber in eine im Garten eingegrabene volle Regentonne gefallen war, an den Beinen herauszog, worauf dieser, von schwarzem Schlamme triefend, mit dem Geschrei zu seiner Mutter lief: »Fritzchen Schulz hat mich errettet.«

Ein Denkmal verdient auch sein treuer Begleiter Bravo, ein isländischer Terrier, der zu lachen pflegte, wenn unser Großvater mit ihm sprach und der unsern Vater in einem kleinen Wagen unter fröhlichem Gebell den Wall entlang zog.

Als Meta am 26. Juli 1849 den Amtmann Adolf Kuntzen auf der Domäne Salder heiratete, durfte bei den zur Vorfeier veranstalteten Aufführungen auch Bravo nicht fehlen. Das Schweigen des Hundes hatte unser Vater zu motivieren, indem er ihn mit den Worten anredete:

»Das Bellen scheint Dir zu versagen
»Und Thränen treten fast Dir nah!«

Diese erste Ehe brachte Meta nur ein kurzes Glück, da der Gatte nach wenigen Jahren einer zerstörenden Krankheit rettungslos verfiel.

In frühem Witwenstande kehrte sie im Jahre 1854 in das Haus der Eltern zurück. Ein Nebenhaus an der Seite des Gartens, das in der Ministerzeit unsers Großvaters als Stallung gedient hatte, wurde zur Wohnung für sie hergerichtet.

Zu Ostern 1855 wurde unser Vater konfirmiert durch einen treuen Freund unseres großväterlichen Hauses, Mühlenhoff, Prediger an St. Andreas, Abt von Königsutter, der seiner Zeit ein berühmter Kanzelredner war.

Die hierauf folgenden Jahre waren schwer, sie zerstörten das Glück der Familie. Am 13. Juni 1855 starb die Tante Caroline, am 29. März 1856 wurde Vaters Mutter dem Hause infolge einer Lungenentzündung durch den Tod entrissen, am 9. Oktober 1857 folgte ihr Vaters Schwester Anna.

Das Haus, dessen zahlreiche Räume all das mannigfaltige Leben kaum hatten fassen können, machte von nun an mit seinen zum großen Teile unbewohnten Zimmern einen wehmütigen Eindruck. Vaters Bruder Oskar war fern in Zürich Assistent am chemischen Laboratorium des Polytechnikums. Meta hatte am 10. Mai 1857 den Amtmann, späteren Amtsrat Karl Kuntzen auf der Domäne Salzdahlum, einen Vetter ihres ersten Gatten, geheiratet.

Unser Vater bestand im Alter von 16 $\frac{1}{2}$ Jahren das Abiturientenexamen, trieb ein Jahr lang auf dem Collegium Carolinum neuere Sprachen und Naturwissenschaften und verließ Ostern 1858 das stille, nun von dem Großvater allein bewohnte Haus, um sich auf den Universitäten Heidelberg und Göttingen dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft zu widmen.

Durch häufige Besuche auf der Domäne Salzdahlum bei seiner Schwester Meta und seinem ihm herzlich zugetanen Schwager Karl Kuntzen, einem vortrefflichen Landwirt, war in ihm bei seiner Lust zu praktischer Arbeit eine Neigung zur Landwirtschaft entstanden, der er nach am 18. April 1860 in Heidelberg abgelegtem Doktorexamen ein halbes Jahr lang als Volontär auf der Domäne Gebhardshagen nachging, um dann aber zum Studium der Jurisprudenz zurückzukehren, das durch die im Dezember 1861 bestandene erste juristische Staatsprüfung seinen Abschluß fand.

Sein darauf beginnender Vorbereitungsdienst bei den Behörden in Braunschweig führte ihn wieder in das väterliche Haus zurück.

Wenn man unsern Großvater und ihn in dieser Zeit mit einander »um den Wall« gehen sah, so fiel die große Ähnlichkeit beider auf; sie lag weniger in den Gesichtszügen, auch war unser Großvater noch ein wenig größer und etwas voller, aber die hohe Gestalt, die straffe Haltung und der kräftige Schritt waren beiden gemeinsam, und wenn der Vater in seiner Jugend ein vorzüglicher Schlittschuhläufer und Schwimmer gewesen war, so zeichnete sich der Sohn in anderen Leibesübungen aus: er ritt mit Freuden die jungen Pferde seines Schwagers in Salzdahlum, war auf der Universität ein passio-

nierter Fechter und fand später im Hochgebirge bei schwierigen Besteigungen fast alljährlich Erholung von anstrengender Berufsarbeit.

Die schon seit früher Knabenzeit empfundene Zuneigung unsers Vaters zu seiner Schwester Meta war im Laufe der Jahre durch das wachsende gegenseitige Verständnis noch vertieft worden. Von höchstem Reiz waren für ihn jetzt wieder die Ausflüge, die er an freien Nachmittagen nach der nahe gelegenen Domäne zu unternehmen pflegte.

In gleichem Maße war Salzdahlum für unsern Großvater eine Stätte der Freude und der Erholung. Es war ihm beschieden, noch die drei Kinder, die Meta ihrem Gatten schenkte, Anna, Ernst und Margarethe zu sehen.

Unsere Tante Meta ist die einzige von den Geschwistern unsers Vaters, die wir gekannt haben. Wir empfinden es in Dankbarkeit, daß sie an der Liebe, die sie ihrem 13 Jahre jüngeren Bruder entgegenbrachte, auch uns hat teilnehmen lassen. Sie war unsern Herzen, so lange wir denken können, nahe und vertraut, nicht nur durch unsere Besuche in Salzdahlum und später in Braunschweig, sondern auch durch die ununterbrochenen Beziehungen, in denen sie zu unsern Eltern und jedem von uns Kindern stand. Ihr aus einem Herzen voller Güte unerschöpflich quellender Humor, der auch trotz einer in ihren letzten Jahren hervortretenden Neigung zur Melancholie immer wieder mit unveränderlicher Ursprünglichkeit sich Bahn brach, machte eine jede der von ihr stammenden mit witzigen Versen begleiteten köstlichen Sendungen zu unserm Entzücken, und rührend ist für uns der Gedanke, daß die heiteren Strahlen, die von ihr ausgehend in unsere Kinderzeit fielen, schon die Kindheit unsers Vaters und das Haus unserer Großeltern erleuchtet haben. Ihren am 2. Januar 1895 erfolgten Tod haben wir schmerzlich betrauert.

Am 1. Juni 1864 starb unser Großvater, nachdem ihm Heinrich Heusinger am 16. Dezember 1863 im Tode vorangegangen war. Ein Schlaganfall hatte ihn ein Jahr lang fast völlig von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen.

In diese sonst so schwere Zeit fällt die Verlobung von Vaters älterem Bruder Oskar mit Hedwig Stausebach, Tochter des Konsistorialrats und späteren Vizepräsidenten des Konsistoriums in Wolfenbüttel.

Aus ihrer am 26. Juli 1864 geschlossenen Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen, unsere Vettern: Friedrich, geboren am 7. August 1865, zur Zeit Direktor der Zuckerfabrik in Hedersleben, verheiratet mit Clara, geborenen Lüttge, Vater einer am 17. März 1895 geborenen Tochter Margarethe, und Paul, geboren am 29. Juli 1868, zur Zeit Dr. phil. an der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel.

Unser Onkel Oskar war zuerst Apotheker und hatte sich als solcher schon in jugendlichem Alter während der im Jahre 1851 herrschenden Choleraepidemie ausgezeichnet. Nach Ablegung eines guten Staatsexamens studierte er in Göttingen Chemie, promovierte dort und erhielt dann — wie schon erwähnt — eine Assistentenstelle am chemischen Laboratorium des Poly-

technikums in Zürich. Obwohl er Aussicht besaß, hier eine Professur zu erlangen, hatte er eine praktische Tätigkeit vorgezogen. Nachdem er mit wechselndem Erfolge selbständig gewesen war, bekleidete er zuletzt die Stelle des Direktors einer Fabrik in Dahlhausen an der Ruhr. Er wurde den Seinen genommen, als er noch in der Fülle seiner Kraft stand, am 14. Dezember 1878. Seiner Tüchtigkeit ist auf dem Felde seiner Betätigung stets ein ehrendes Andenken bewahrt worden, seine Arbeiter trauerten um ihn wegen seiner Herzengüte und wohlwollenden Fürsorge.

Frühzeitig selbständig geworden, gründete unser Vater seinen eigenen Herd in jungen Jahren. Rührend ist für ihn die Erinnerung daran, daß sein Vater der erste gewesen ist, der ihm von den beiden Hausmannschen Mädchen, deren Lebenspfade in den seinigen einmünden sollten, erzählt hat. Er war ihnen, als ihre Eltern erst kurze Zeit in Braunschweig lebten, auf der Neuen Straße begegnet, hatte den Professor Aßmann, der sie begrüßte, nach ihren Namen gefragt und dann seinem Sohne von Luise und Marie Hausmann erzählt, die ihm so gefallen hätten.

V.

Das Handelshaus der Hofkramer Hausmann
in Hannover.

Martin Hausmann

* 1656. Besetzt sich 1680 in Hannover als Kaufmann.

⌋ Ilse Anna, Tochter des Kaufmanns Jobst Hilmar Lüders.

Werner Bernhard Hausmann

* 2. 4. 1688. † 5. 9. 1766. Erwirbt am 29. 7. 1720 das Hofkramer-Privileg in Hannover.

⌋ Ilse, Tochter des Bürgers und Weinhändlers Melchior Müller in Hannover.

Johann Melchior Hausmann

* November 1716. † 13. 1. 1775. Das Hofkramer-Privileg seines Vaters wird am 11./21. 10. 1734 auf ihn ausgedehnt.

⌋ 16. 7. 1750. Anna Maria, Tochter des Seidenhändlers Wolpmann in Hamburg.

Martin Bernhard Hausmann

* 18. 1. 1757. † 27. 10. 1803. Erwirbt im März 1777 das Hofkramer-Privileg.

⌋ 15. 6. 1779. Hedwig Clara, Tochter des Konsistorialrats und Generalsuperintendenten Johann Friedrich Jacobi in Celle.

Johann Friedrich Ludwig Hausmann

* 22. 2. 1782. † 26. 12. 1859. Geheimer Hofrat und Professor der Mineralogie in Göttingen.

⌋ 22. 5. 1809. Minette, Tochter des Stiftsseniors und Superintendenten August Wilhelm Lueder in Wunstorf.

Friedrich Ludolf Hausmann

* 13. 9. 1810. † 16. 9. 1880. Hüttenbesitzer in Rottleberode im Harz.

⌋ 1. 10. 1843. Luise, Tochter des Bergrats und Hüttenbesitzers Johann Karl Bennighauß in Thale am Harz.

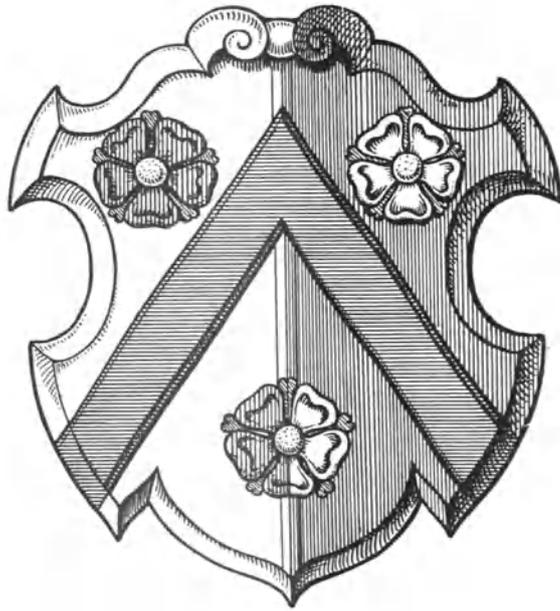
Friedrich Schulz 19. 11. 1865 ⌋ **Luise** 26. 11. 1870 ⌋ **Marie**

geb. Hausmann

geb. Hausmann

* 18. 6. 1846. † 1. 10. 1868.

* 17. 11. 1847.



Das Hausmannsche Wappen auf dem Glaspokal von 1588.

Die Familie Hausmann war durch eine stattliche Reihe von Generationen eines der vornehmsten Kaufmannshäuser der Stadt Hannover.

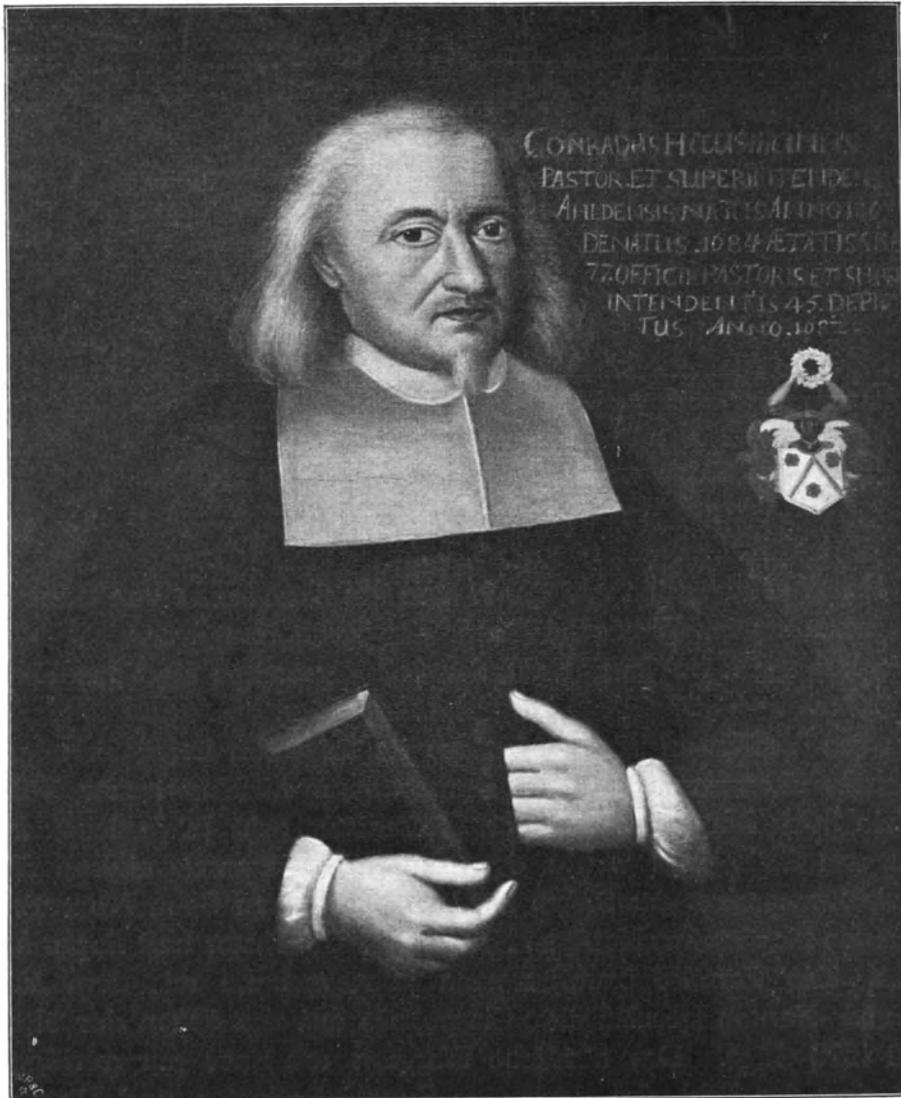
Hier ließ sich im Jahre 1680 der 1656 geborene Martinus Hausmann nieder.

Von den Vorfahren dieses Martinus ist folgendes überliefert: um 1550 war Johannes Hausmann Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Zöllner in Celle. Sein Sohn Martinus reiste als Hofmeister acht Jahre lang mit den Herzögen von Celle und wurde dann Fürstlich Braunschweigischer Rat in Celle sowie Domprobst des Stiftes Bardowiek. Dessen Sohn Konrad, Vater des genannten Kaufmanns Martinus Hausmann, war Pastor und Superintendent in Ahlden. Die Familie bewahrt noch jetzt mehrere mit dem Familien-Wappen und -Namen geschmückte Glaspokale auf, von denen der älteste die Jahreszahl 1588 trägt. Das nämliche Wappen mit einer nur geringen Veränderung ziert das Bild des genannten Superintendenten und Domprobstes Konrad Hausmann.

Der in der Ehe des Kaufmanns Martinus Hausmann mit Ilse Anna, Tochter des Kaufmanns Jobst Hilmar Lüders, am 2. April 1688 geborene Werner Bernhard war ein sehr entschiedener, fester und ernster Mann und durch die Gesundheit seines Körpers zu rastloser Tätigkeit geeignet. Er vermehrte das von seinem Vater ererbte, wahrscheinlich nicht unbeträchtliche Vermögen und begründete den Reichtum des hannoverschen Handelshauses. Nachdem er am 1. Juni 1714 in das Seidenkrameramt aufgenommen worden

war, erhielt er von dem Könige Georg I. das Privileg eines Hofkramers, datiert Herrenhausen, den 29. Juli 1720.

In derselben Urkunde wurde ihm die Befugnis, Tuch zu führen, verliehen, die lediglich hinsichtlich des Preises dahin beschränkt war, daß er

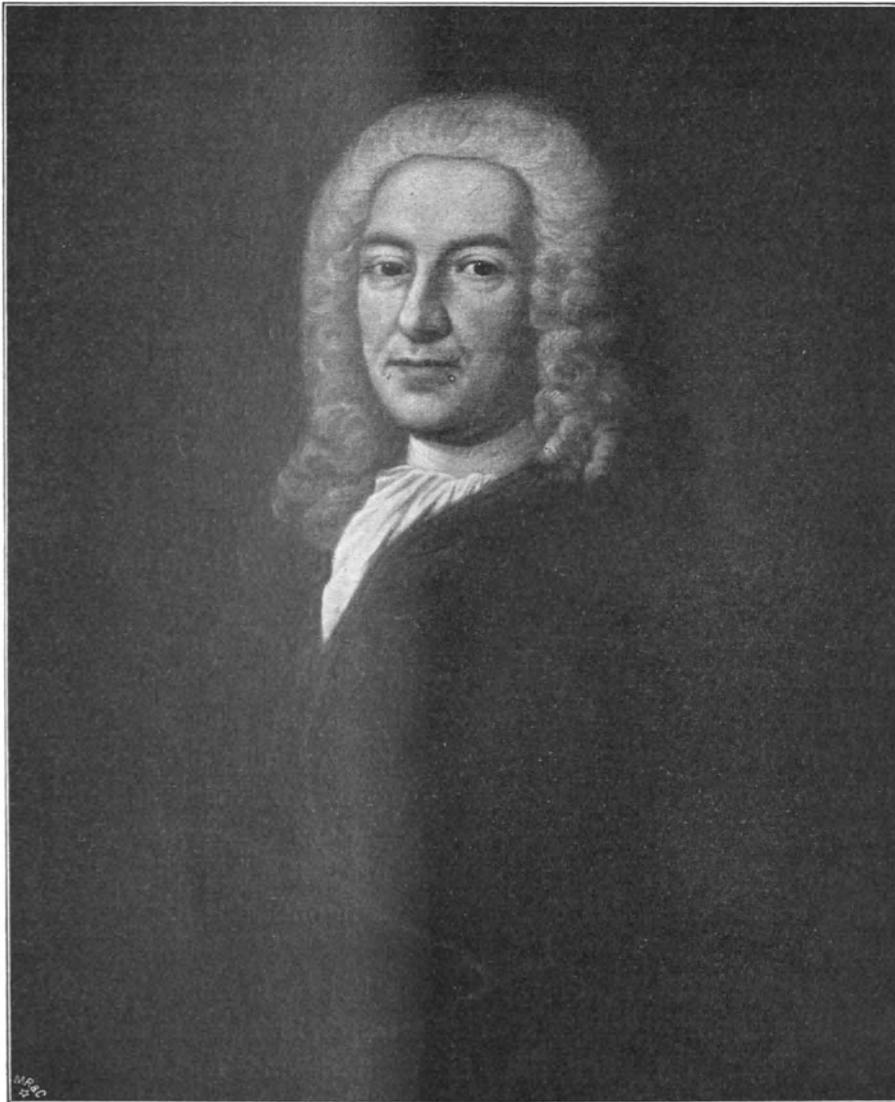


Konrad Hausmann.

nur Tuch im Preise von mehr als 2 Talern die Elle zu verkaufen berechtigt sein solle. Das Recht, Tuch auszuschneiden, hatte bis dahin ausschließlich der Zunft zugestanden; die Reklamationen, die diese gegen seine Durchbrechung erhob, blieben aber ohne Erfolg.

Im Jahre 1721 kaufte unser Vorfahr das massive Haus an der Ecke

des Holzmarktes und der Burgstraße und ließ dessen unteren Teil zu einem großen Verkaufsgewölbe umbauen. Er unternahm regelmäßige Geschäftsreisen nach Holland und Lyon. Während seiner Abwesenheit pflegte seine Ehefrau Ilse, eine goldene Mütze auf dem Haupte, den Verkauf im Laden



Werner Bernhard Hausmann.

zu überwachen. Sie war die Tochter des Melchior Müller, dessen Weinhandlung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Hannover bestanden hat.

Georg II. erneuerte das Hofkramerprivileg zu Kensington am 11./22. Oktober 1734 und dehnte es gleichzeitig auf Johann Melchior, den Sohn Werner Bernhards, aus. Neben der Seiden- und Tuchhandlung legte Werner Bern-

hard eine Fabrik von Gold- und Silberborten an und erhielt für diese im Jahre 1743 von der Kurfürstlichen Kammer die Begünstigung, ein gewisses Quantum ungeprägten Silbers vom Harze zu erhalten. Den Inhaber dieser Fabrik pflegte man in der Folgezeit den »Gold-Hausmann« zu nennen.

Werner Bernhards weiter Blick reichte auch über den Kreis des eigentlichen hannoverschen Geschäftes hinaus. Er war einer der ersten Direktoren der Landeslotterie und beteiligte sich an einer Zuckerfabrik in Harburg. Einige große Verluste, die er durch unglückliche Spekulationen in Harzkuxen erlitt, unterbrachen den Aufschwung, den das Hausmannsche Handelshaus unter seiner Führung nahm, nicht dauernd. Auch die Pflege der Künste vernachlässigte er nicht, besonders war er darauf bedacht, junge bedürftige Talente zu unterstützen. Seinen mit einer kostbaren Orangerie versehenen über 3 Morgen großen Garten, der an der Langenlaube gelegen war, da, wo jetzt die »Hausmannstraße« zieht, ließ er nach dem Geschmacke seiner Zeit mit steinernen Statuen schmücken. Es waren deren acht kleine und eine in der Mitte stehende große. An diesem Garten hatte er viel Freude. Sein Enkel legte an der Stelle der Lorbeerpyramiden und zierlich geschnittenen Taxushecken Bowling-greens mit Blumenfeldern, Rosen und Fuchsien an und beseitigte die alten Statuen, letzteres zur besonderen Betrübniß der Urenkel Werner Bernhards, das waren unser Urgroßvater Fritz und dessen Bruder Bernhard, die die große Mittelstatue zu ihren Kletterübungen benutzt hatten.

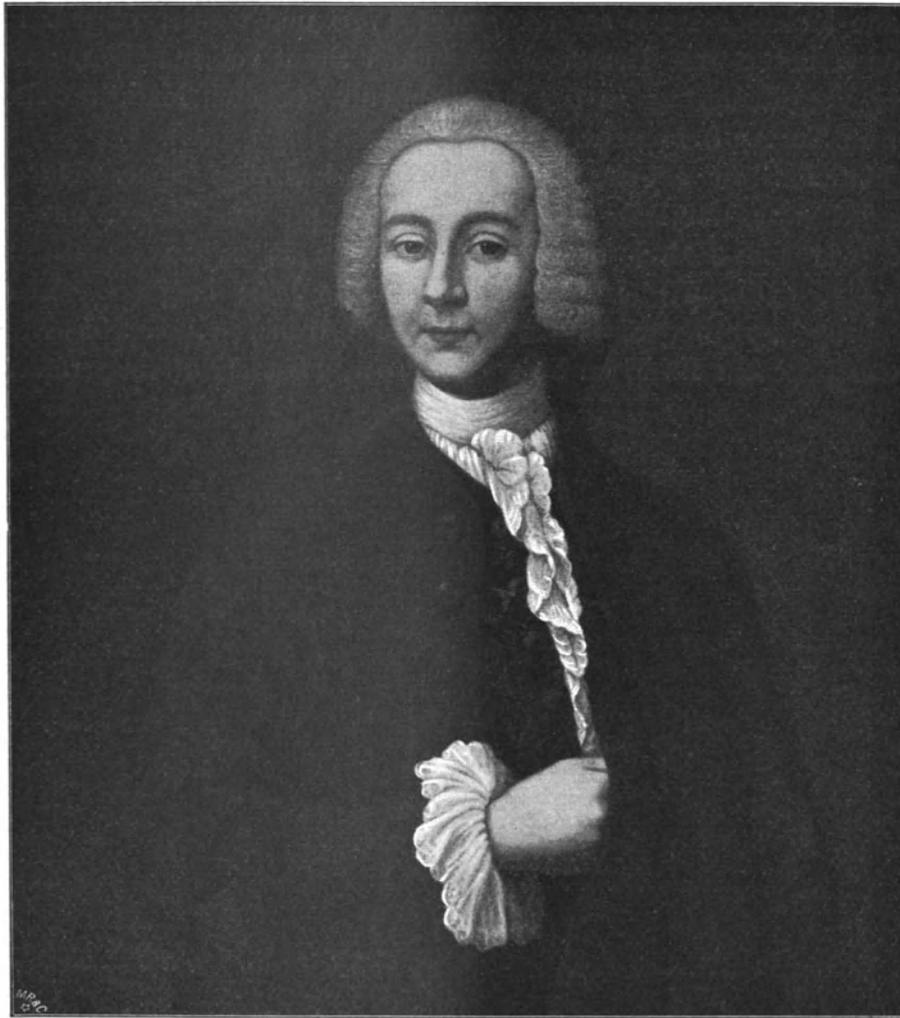
Im Jahre 1745 stiftete Werner Bernhard die Freimaurerloge zum weißen Pferde. In seinem Testamente traf er segensreiche Bestimmungen zugunsten seiner Familie und der Armen. Unter diesen ist eine den sogenannten »blauen Armen und Waisen« gemachte Zuwendung bemerkenswert, aus deren Aufkünften nach seiner Vorschrift noch jetzt alljährlich am 2. April, seinem Geburtstage, ein bestimmter Betrag dazu verwendet wird, eine beträchtliche Zahl armer Leute mit Fleisch und Bier zu beköstigen. Diese Speisung führt noch heute den Namen »Hausmannsmahlzeit«.

Er starb am 5. September 1766.

Sein Sohn Johann Melchior war ein stattlicher, in seiner Jugend schöner Mann. Nach Beendigung einer Studienreise durch Frankreich und Italien hatte er von seinem Vater im Jahre 1742 die Seiden- und Tuchhandlung und im Jahre 1745 auch die Fabrik der Gold- und Silberborten übertragen erhalten.

Das Handelshaus hatte in der Folge schwere Zeiten zu überwinden. Das Geschäft wurde durch den siebenjährigen Krieg geschädigt. Schon während seiner Dauer war das Eindringen der von Friedrich dem Großen in ausgedehnter Weise verbreiteten geringhaltigen Münzen nachteilig. Gleich nach dem Friedensschlusse brachte die plötzliche Auflösung des Lucknerschen Husarenregiments, für das eine außerordentlich reiche Uniformausstattung der Offiziere eben zur Ablieferung bereit lag, einen sehr bedeutenden Verlust. Das Handelshaus berechnete zu dieser Zeit die Kapitalverluste und Abschrei-

bungen »ohne was sonst verloren gegangen und nicht regardiert worden war« auf 41 216 Tlr. Besonders aber litt das Geschäft durch den schlechten Eingang der ausstehenden Forderungen, die bei dem im Jahre 1775 erfolgten Tode Johann Melchiors über 102 500 Tlr. betragen, worauf ein Verlust von mehr als 57 500 Tlr. angenommen wurde.



Johann Melchior Hausmann.

Johann Melchior hatte am 16. Juli 1750 Anna Maria, die am 24. Dezember 1727 geborene Tochter des in Hamburg ansässigen Seidenhändlers Wolpmann geheiratet. Diese wird von ihren Enkeln, die an ihr mit Zärtlichkeit hingen, als eine Frau mit schönem, freundlichem Angesicht, von guter, wenn auch etwas zu schwerer Gestalt und in ihrem ganzen Wesen von der peinlichsten Sauberkeit geschildert. Sie sprach gern in der plattdeutschen Mundart ihrer

Vaterstadt. Dieser Vorliebe trägt auch ein Brief Rechnung, den Johann Melchior an seine Braut am 16. Juni 1750 richtete. Sein Eingang lautet:

»Mademoiselle

»ma très adorable amie, mon très cher petit coeur, mon unique plaisir,
»mon inestimable trésor, mon ange, et enfin, min sôten, truten, harteleve
»Jungfer Brut!«

Johann Melchior starb am 13. Januar 1775 und wurde, obgleich es damals schon verboten war, Beerdigungen in der Stadt vorzunehmen, auf Grund besonderer Vergünstigung in der Familiengruft auf dem Marktkirchhofe vor der Tür zum Turme beigesetzt.

Er hinterließ in seinem Hause eine merkwürdige Spur. Durch sein Kontorzimmer war nämlich in schräger Richtung eine Mulde ausgetreten. Dies war, wie sein Enkel Bernhard Hausmann in seinen Aufzeichnungen überliefert hat, dadurch geschehen, daß er viele Jahre lang nach Tisch hier auf- und abzugehen pflegte, indem er Rotwein trank. Auch geht die Sage, er habe dabei seinem Bilde im Spiegel: »Prost, Hausmann!« zugerufen.

VI.

Unser Ururgroßvater Martin Bernhard Hausmann
und die Familie Jacobi.

Unser Urgroßvater Johann Friedrich Ludwig Hausmann
und seine Gattin Minette geborene Lueder.

**Andreas
Jacobi,**
Einwohner in
Wollershausen.

Marie Elisabeth,
Tochter des Predigers
Kleinschmidt
in Zwinge.

**Johann An-
dreas Jacobi.**
* 16. 11. 1680.
† 18. 4. 1756.
Prediger in
Wollershausen.

27. 6. 1709

**Johanne
Juliane,**
Tochter des
Predigers Bauer
in Frömstädt.

**Johann Friedrich
Jacobi.**
* 16. 1. 1712.
† 21. 3. 1791.
Konsistorialrat und
Generalsuperintendent
in Celle.

1740

**Juliane
Marie,**
Tochter
des
Predigers
Münter in
Osterode.

**Johann Conrad
Jacobi.**
* 30. 1. 1715.
† 28. 12. 1788.
Kommerzienrat
in Düsseldorf.

**Johann Wilhelm
Lueder.**
* 1702. † 1756.
Stiftssenior und
Superintendent
in Wunstorf.

**Martin
Bernhard
Hausmann.**

15. 6. 1779

**Hedwig
Clara,**
genannt
Clärchen,
geb. Jacobi.
* 12. 6. 1759.
† 26. 8. 1796.

**Johann
Georg
Jacobi,**
der Dichter.
* 2. 9. 1740.
† 4. 1. 1814.

**Friedrich
Heinrich
Jacobi,**
der Philosoph.
* 25. 1. 1743.
† 10. 3. 1819.

**August
Wilhelm
Lueder.**
* 1737. † 1794.
Stiftssenior
und Super-
intendent
in Wunstorf.

**Henriette
Mar-
garethe
Eleonore**
geb. Best.

**Johann Friedrich Ludwig
Hausmann.**

22. 5. 1809

**Wilhelmine Henriette Johanne
Friederike,**
genannt Minette, geb. Lueder.
* 18. 9. 1786. † 8. 3. 1841.

Beim Tode Johann Melchiors war dessen am 18. Januar 1757 geborener Sohn Martin Bernhard — sein Rufname war Martin — noch nicht ganz 18 Jahre alt. Er hielt sich, nachdem auch er das Privileg eines Hofkramers, und zwar im März 1777, von dem Könige Georg III. erlangt hatte, lange Zeit auf Reisen in Holland, England und Frankreich auf, hier besonders in Lyon, wo alte Handelsbeziehungen die Grundlage für einen freundschaftlichen Verkehr boten. Nach seiner Rückkehr nahm er infolge seines einnehmenden Äußern, seiner Bildung und seines großen Vermögens, trotz seiner jungen Jahre in Hannover eine bevorzugte Stellung ein.

Seinem feinsinnigen Gemüte entsprach seine Liebe zu Clärchen Jacobi.

Hedwig Clara Jacobi, geboren am 12. Juni 1759, war nicht wie die Mutter, Großmutter und Urgroßmutter Martin Bernhards, die Tochter eines Kaufmanns, sondern stammte aus ganz anderen Kreisen. Die Geschichte ihrer Vorfahren ist folgende:

Ihr Großvater Johann Andreas Jacobi war am 17. November 1680 in Wollershausen, einem Dorfe im Fürstentum Grubenhagen geboren, als Sohn des dortigen Einwohners Andreas Jacobi und der Marie Elisabeth, geborenen Kleinschmidt, deren Vater in Zwinge in der Grafschaft Hohenstein am Unterharz Pastor war.

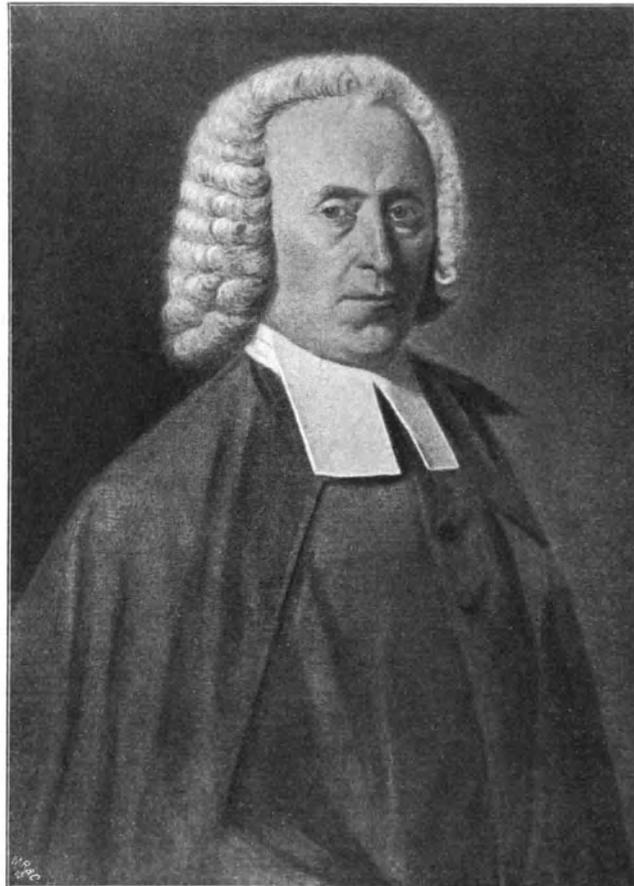
Seine in kleinen Verhältnissen lebenden Eltern, deren Vorfahren durch den dreißigjährigen Krieg verarmt waren, betrachteten es als den Gipfel ihrer Wünsche, daß der strebsame Knabe dereinst Lehrer werde. Er übertraf aber ihre Träume, indem er bei mangelhaftem Unterricht, unzureichenden Büchern und bitterer Not sich bis zum Universitätsstudium durchschlug und dann wie sein Großvater Kleinschmidt Pfarrer wurde, und zwar in seinem Geburtsorte Wollershausen. Er trat dieses Amt am 5. Sonntage nach Ostern 1709 an und verwaltete es fast 47 Jahre lang.

Seine Gemeinde führte er so vortrefflich, daß unter ihr viele Jahre hindurch kaum ein Bettler zu finden war. Trotz der Abgelegenheit seiner Pfarre bewahrte er sich einen lebhaften Drang nach Bildung. Er lernte das Französische ohne Lehrmeister, wie er auch im Griechischen sich schon in seiner Schulzeit ohne Unterricht hatte helfen müssen. Noch auf seinem letzten Krankenlager las er ein kurz vorher gekauftes theologisches Werk.

Seine Ehefrau war Johanne Juliane, Tochter des Konrad Julius Bauer, Pastors in Klein-Ballhausen und nachher in Frömstädt. Als er im Alter zahl-

reiche Enkel um sich sah, verglich er sich mit dem Erzvater Jacob, indem er sagte: »Ich hatte nichts, und nun bin ich zwei Heere geworden.« Wenn ihn seine Kinder und Enkel besuchten, so mußten sie singen: »Mein treuer „Gott, was soll ich sagen, daß Du mir so viel Gut's gethan?«

Sein am 16. Januar 1712 geborener Sohn Johann Friedrich erhielt den ersten Unterricht in Wissenschaften und Sprachen vom Vater und half der fleißigen Mutter bei Haus- und Feldarbeiten.



Johann Friedrich Jacobi.

Von 1727 bis 1730 besuchte er das Gymnasium in Göttingen und danach bis 1733 die Universitäten Jena und Helmstedt, wurde Privatdozent zuerst in Jena und dann an der neu errichteten Universität Göttingen, 1738 Pastor in Osterode am Harz, 1744 Pastor an der Kreuzkirche in Hannover, 1755 an der Marktkirche ebenda, 1758 Konsistorialrat, General- und Spezialsuperintendent und erster Prediger bei der Stadtkirche in Celle.

Im Jahre 1740, als er Pastor in Osterode war, vermählte er sich mit Juliana Maria, Tochter des allda verstorbenen Pastors Münter.

Sein Leben war dem hohen Zwecke geweiht, die geläuterte Religionserkenntnis, die er sich als selbstdenkender, einsichtsvoller Gelehrter erworben hatte, zu verbreiten und zugleich das Christentum in einer Weise zu betätigen, wie es nur einem in so hohem Maße mit praktischem Sinne begabten, auf das Gemeinwohl bedachten Manne gelingen konnte.

Von seiner Privatdozentenzeit an bis in seine letzten Tage war er ein eifriger Schriftsteller, der in Deutschland und auch im Auslande viel gelesen wurde.

Als sich im Jahre 1764 auf Anregung König Georgs III. nach dem Muster englischer Einrichtungen in Celle eine Gesellschaft ökonomischer Patrioten zusammentat, um das Gedeihen der Landwirtschaft und dessen, was damit zusammenhängt, zu fördern, erwählte diese größtenteils aus angesehenen ritterschaftlichen Mitgliedern der lüneburgischen Landschaft bestehende Gesellschaft ihn zu ihrem Direktor. Er bekleidete diese Stelle 27 Jahre lang bis zu seinem Tode. Auch wird die im Jahre 1771 erfolgte Gründung eines Spitals für die mit der »traurigen Kribbelkrankheit« Behafteten auf seine Wirksamkeit zurückgeführt.

Die übergroße Arbeit seiner schweren Jugendzeit und der Kampf, den er bestehen mußte, ehe er sich zu allgemeiner Anerkennung durchrang, hatten seine Gesundheit geschwächt. Wie von seinem Vater berichtet wird, er sei von schnell aufbrausendem Temperament gewesen, so waren auch seine Nerven leicht erregt. Dennoch glättete schnell ein Scherz seine Stirn. Noch wenige Tage vor seinem Ende war er bei einem Gastmahl, wie sein Sohn Andreas Ludolf erzählt, der Älteste an Jahren und der Jüngste an Lebendigkeit.

Er starb am 19. März 1791.

Nach dem Zeugnis dieses Sohnes sind die seine Züge wiedergebenden Bilder zu ernst und enthalten nicht genug von der liebevollen Freundlichkeit, die ihm eigen war. Seine Haushaltung schildert derselbe Sohn als gegründet auf »Anstand ohne Pracht, auf Sparsamkeit ohne karge Zurückhaltung.« Sein Enkel Bernhard Hausmann, ein Mann, der wie wenige die Geldverhältnisse zu beurteilen verstand, gibt seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß es dem ehrwürdigen Vorfahren gelungen war, bei mäßigen Einnahmen und zahlreicher Familie ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu sammeln.

Teuer ist uns besonders ein Mahnwort, das er an seine Nachkommen gerichtet hat. Es gibt uns ein Bild davon, wie seine Religiosität mit Weltweisheit gepaart war. Nachdem er seinen Kindern, Enkeln und allen, die von ihm abstammen werden, ans Herz gelegt hat, am Christentume festzuhalten, das der Seele mehr Ruhe gebe und stärker zu der edelsten Tugend reize als alle Philosophie, stellt er praktische Lebensregeln auf, die er ohne Zweifel selber befolgt hatte. Unter anderm schreibt er:

»Die ersten Jahre des Haushalts muß man äußerst sparsam sein; denn »wenn man in selbigen zu keinem Vorrat kömmt, so ist es in späteren »Jahren, da die Kinder sich mehren und heranwachsen; und immer mehr Kosten

»verursachen, nicht möglich. Zu dem Ende muß man sich in den ersten
»Jahren mit der allernötigsten Kleidung und mit demjenigen Hausgerät, der
»unentbehrlich ist, begnügen, und nichts kaufen, so nicht unumgänglich not-
»wendig ist. Man muß ja nicht gedenken, was andere von meinem Stande
»haben, selbiges muß ich auch anschaffen, und so wie andere meines Gleichen
»sich halten und leben, so muß ich es mir auch geben.«



Martin Bernhard Hausmann.

Schröder pinx. 1784.

Sein Enkel Friedrich Hausmann, unser Urgroßvater, war stolz darauf, daß man allgemein fand, es bestehe zwischen ihm und diesem seinem Großvater an Körper wie an Geist eine wunderbare Ähnlichkeit. Er bewahrte eine beglückende Erinnerung an ihn aus den Tagen, als sein Großvater im Jahre 1788 sein 50jähriges Pastorenjubiläum feierte und er — damals 6 Jahre alt — mit seinen Eltern zu diesem glänzenden Feste von Hannover nach Celle gefahren war, einen Palmenzweig im Wagen.

Hedwig Clara, genannt Clärchen, die jüngste Tochter Johann Friedrich Jacobis, war ein schönes, zartes, liebenswürdiges Mädchen.

Zu ihrem 18. Geburtstage hatte ihr Vetter, der Dichter Georg Jacobi, im Verein mit ihrer Cousine Caroline Jacobi ihr folgendes Gedicht gewidmet:

An Clärchen.

Erblaßte Sterne schienen
Auf halb erhellter Au,
Und duftende Jasminen
Umfloß der Morgen-Thau;

Es deckten Silberwölkchen
Den Himmel allgemach,
Und mählich wurd' ein Völkchen
Von Nachtigallen wach;



Clärchen Hausmann geb. Jacobi.

Schröder pinx. 1784.

Es küßten sich die Pärchen
Der Vögel klein und groß:
Da lagst Du, holdes Clärchen,
Der Mutter in dem Schoß;

Da lagst Du, klein und niedlich,
Mit Deinem sanften Blick;
Und prophezeitest friedlich
Den Menschen süßes Glück.

Hast alles auch gegeben,
Was Du geprophezeit,
Gelebt ein frommes Leben,
Voll Engel-Heiligkeit;

Zelle, den 12. Juny 1777.

Bist schönen Seelen theuer,
Ein echtres Himmelskind,
Als unter ihrem Schleyer
Die Klostermädchen sind.

Kann Dich ein Strauß erfreuen,
Zum Angedenken Dir
Gebunden von uns zweyen;
So nimm die Blumen hier!

Und wären gleich wir beyde
Nicht heilig, so wie Du;
Doch wirft Dir unsre Freude
Die reinsten Küsse zu.

Karoline und Georg Jacoby.

Als dieses Clärchen das zwanzigste Jahr vollendet hatte, führte am 15. Juni 1779 Martin Bernhard Hausmann, der damals zweiundzwanzig Jahre alt war, es heim von Celle nach Hannover. Ein jeder Postillon erhielt auf dieser Brautfahrt einen Dukaten, damit er seine Lieder um so lustiger über die Lüneburger Heide schmetterte.

Wie sie von ihren Jacobischen Verwandten geliebt worden war, so wurde sie auch in Hannover auf Händen getragen. Ihre Schwiegermutter Anna Maria geborene Wolpmann trat der jungen Frau die Herrschaft in dem weitverzweigten Kaufmannshause nebst all seinen Dependenzen mit Freuden ab. Trotz aller Verschiedenheit, die zwischen ihnen beiden vorhanden war, schloß die ältere, die alles um sich her mit ihrer sonnigen Liebe erfüllte, die Nachfolgerin mit Innigkeit in ihr Herz.

Es war ein holder Frühling, der unter dem Walten Clärchens erblühte. Fünf Kinder wuchsen heran, die bei zahllosen Festen, unter denen auch das von Claudius angegebene Bratapfelfest nicht fehlte, bei Kinderbällen, auf denen besonders der älteste Sohn, Fritz, unser Urgroßvater, und seine Schwester Marie sich auszeichneten, beim Aufführen von Theaterstücken, die Fritz zum Teil selber gedichtet hatte, in Stadt und Garten ein heiteres Leben führten, auf das freilich der Tod eines sechsten Kindes, das unter dieser Schar gewesen war, einen Schatten warf.

Die Erziehung war im höchsten Maße sorgfältig, fast ängstlich und sehr streng. Martin Bernhard legte das größte Gewicht darauf, daß die Ausbildung in jeder Beziehung die vorzüglichste war, und zwar nahm er nicht nur für die alten und neuen Sprachen die besten Lehrer an, sondern maß, da er selber musikalisch feingebildet war, auch dem Unterricht in der Musik große Bedeutung bei und freute sich an den guten Leistungen seiner Kinder.

Nicht minder ließ er ihnen zum Studium der Naturwissenschaften gute Anleitung erteilen, der besonders Fritz mit Eifer folgte. War dieser doch unbewußt Naturforscher schon seit den schönen Sommertagen, an denen er mit seiner Großmutter vor die Tore der Stadt ging, um dort Schmetterlinge zu fangen. Da er seine vielen kleinen Sachen und Sammlungen gern für sich hatte, so bat er sich ein hochgelegenes Stübchen aus, zu dem eine leiterartige Treppe führte, und richtete sich dort ein kleines naturwissenschaftliches Museum ein, wo er, den Beruf zum Lehramt frühzeitig in sich fühlend, einem kleinen Freunde systematischen Unterricht erteilte. Auch einen ihm innewohnenden Hang zur Schriftstellerei betätigte er früh. So stellte er entomologische Tabellen über das Fabriciussche System auf, schrieb diese sorgfältig ab und trug sie heimlich in die Hahnsche Buchhandlung in der kindlichen Hoffnung, man werde sie finden und dann abdrucken.

In dieser Zeit machte er auch seine erste wirklich wertvolle Naturbeobachtung, die er später in den »Entomologischen Bemerkungen« veröffentlicht hat. Er bemerkte, daß eine Schlupfwespe, *Philanthus quadrifasciatus*, die sich

im Garten angesiedelt hatte, oft etwas Großes zwischen den Vorderbeinen trug, und fand, als er die Nester aufgrub, daß dieser Gegenstand der unter dem Brustschilde abgekniffene Hinterleib eines Käfers war, in den die Wespen ihre Eier gelegt hatten. Sodann stellte er fest, daß diese Käfer in einem Tannenwäldchen lebten, das sich weit hinter Herrenhausen befand.

Etwas später veröffentlichte er sein erstes Buch anonym. Sein Vater war, als er es nachträglich erfuhr, sehr ungehalten darüber, seine Lehrer aber sagten scherzend: »Hausmännchen ist ein Schriftsteller geworden, der jüngste Schriftsteller in Deutschland.«

Der von Jahr zu Jahr wachsende Jubel, mit dem die Kinderspiele und Kinderfeste das Haus am Holzmarke und den Garten an der Langenlaube erfüllt hatten, verstummte, als die Mutter der fröhlichen Schar von dieser Erde schied. Sie starb am 26. August 1796 in einem der im Garten an der Langenlaube erbauten Landhäuser. Sie war nur 37 Jahre, ihr ältester Sohn Fritz damals 14 Jahre alt.

Als die Mutter ihres Gatten vom Fenster aus sah, wie der Sarg durch den Garten getragen wurde, war sie in Gefahr, vor Schmerz den Verstand zu verlieren.

Der Gatte gewann seinen früheren Frohsinn nie wieder zurück. Er starb am 27. Oktober 1803. Nach der Vermutung unsers Urgroßvaters war es der nagende Kummer über die dem hannoverschen Volke im Vertrage von Suhlingen am 3. Juni dieses Jahres angetane Schmach, der seine letzte Krankheit beschleunigte. Er hatte die Wache am Steintore mit besetzt, als am 5. Juni mittags die ersten Franzosen hier einrückten.

Fritz Hausmann — er hieß mit vollem Namen Johann Friedrich Ludwig und war am 22. Februar 1782 geboren — verließ im Herbst 1798 das Vaterhaus, um das Carolinum in Braunschweig zu besuchen.

Die reiche Geistesbildung des alten Braunschweig zog ihn schon als Schüler so stark an, daß er nach Vollendung seiner theoretischen und praktischen Bergbaustudien zunächst in braunschweigische Dienste trat. Mit dem Hause seines Vaters blieb er in regem Verkehr, sodaß seine klugen und gebildeten Schwestern an den Gedanken des jungen Gelehrten lebhaften Anteil nahmen. Es waren dies Marie, später verheiratet mit dem Ober-Appellations-Gerichtspräsidenten Wedemeyer, Sophie, später verheiratet mit dem hannoverschen General Sir Julius Hartmann, und Caroline, später verheiratet mit dem Geheimen Regierungsrat Brandis, Professor in Bonn. Der Sohn des Sir Julius Hartmann und der Sophie war der General der Kavallerie Julius von Hartmann, dessen Tochter die Gattin des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes Freiherrn von Richthofen wurde.

Im Jahre 1803 wurde unser Urgroßvater Auditor an den Bergämtern zu Clausthal und Zellerfeld, 1805 Kammersekretär beim Bau- und Hütten-

departement in Braunschweig, 1809 Generalsekretär des Finanzministeriums des damaligen Königreichs Westfalen und Generalinspektor des Montanwesens. In dieser Stellung gründete er die noch jetzt blühende Bergschule in Clausthal.

Am 22. Mai 1809 heiratete er eine geborene Lueder, Wilhelmine Hen-



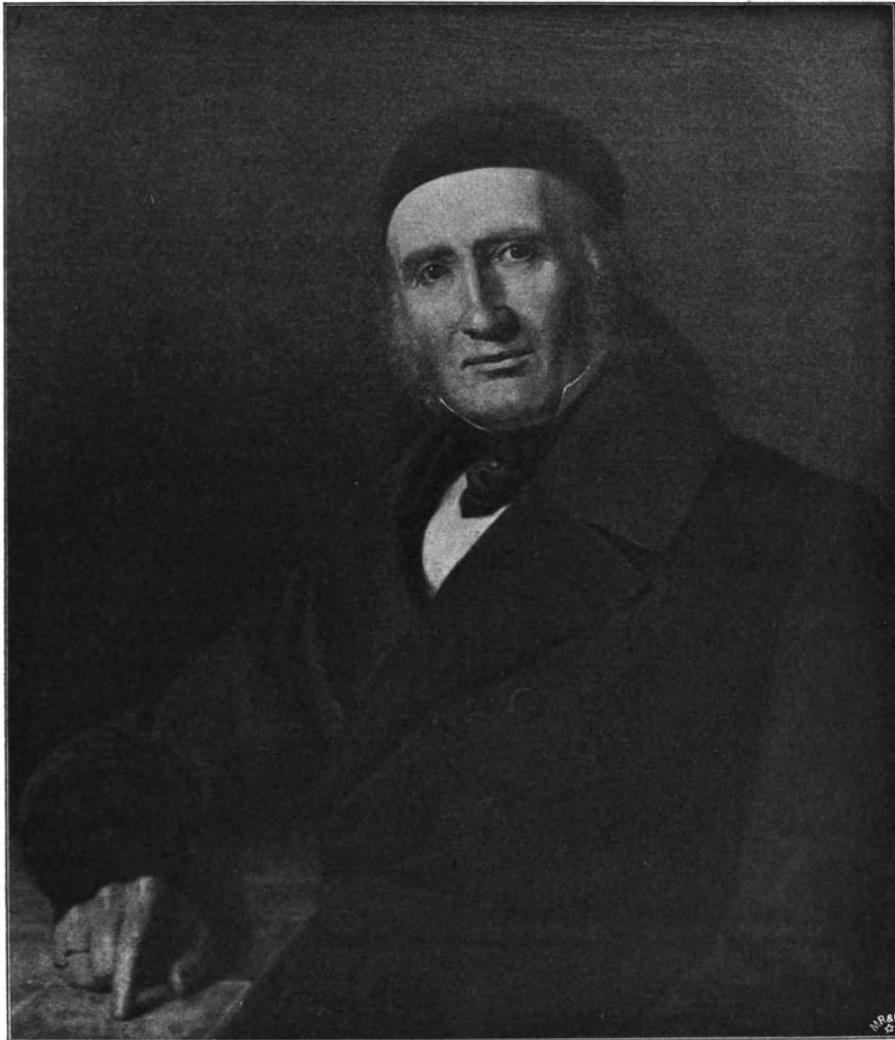
Minette Hausmann geb. Lueder.

A. Grotefend fec. 1838.

riette Johanne Friederike, genannt Minette. Sie war am 18. September 1786 geboren und stammte ebenso wie die Mutter unsers Urgroßvaters, Clärchen Jacobi, aus einem geistlichen Hause. Ihr Vater August Wilhelm und ihr Großvater Johann Wilhelm waren Stiftssenoren und Superintendenten in Wunstorf, ihr 1668 geborener Urgroßvater Pastor in Hardeggen und dessen

1639 geborener Vater Pastor in Bühren und Grasdorf gewesen. Die früheren Vorfahren waren Bürger in Stadthagen.

Das erste Kind aus dieser Ehe, ein Knabe, wurde am 13. September 1810 geboren und erhielt die Namen Friedrich Ludolf. Dies ist unser Großvater.



Johann Friedrich Ludwig Hausmann.

v. Kügelgen pinx.

Am 13. Dezember 1810 schrieb unser Urgroßvater voll Freude über sein damals drei Monate altes Söhnchen an seinen Bruder Bernhard, der in Hannover das alte Hausmannsche Geschäft tatkräftig fortführte und durch sein großes Kunstverständnis und seine kostbaren Sammlungen sein Haus zu einem geistigen Mittelpunkte der Stadt machte, folgende Worte:

»Mein Junge macht mir namenlose Freude. Möge er so gesund bleiben wie er jetzt ist. Aber die Lüdersche Gesundheit scheint ihm eingepflanzt zu seyn. Übrigens hat er gar kein Lüdersches, sondern ein ganz Hausmannsches Ansehen. Am mehrsten hat er wohl Großmutter's Züge«, — gemeint ist Anna Maria, die damals erst vor drei Jahren verstorben war, — »ganz die Nase und dieselbe Freundlichkeit. Ein Riese wird es; das zeigen seine Hände und Füße. Was gäbe ich darum, wenn Du ihn einmal sehen könntest.«

Außer diesem Kinde schenkte Minette ihrem Gatten noch folgende: Bernhard am 25. November 1812, Henriette am 19. Juli 1814, verheiratet an den Professor Wappäus in Göttingen, Karl am 3. März 1816, Wilhelm am 6. März 1818, Marie am 29. Juni 1820, verheiratet an den Domänenpächter Henrici in Harste, und ein siebentes Kind, das früh verstarb. Karl ist der spätere Generalleutnant von Hausmann, der sich als Führer der Artillerie des XI. Armeekorps besonders in der Schlacht bei Wörth ausgezeichnet und in der Schlacht bei Sedan einige Stunden dieses Korps kommandiert hat.

Im Jahre 1811 erhielt unser Urgroßvater die ordentliche Professur für Mineralogie, Bergwissenschaften und Technologie in Göttingen. Er verwaltete dieses Lehramt 48 Jahre lang, zuletzt als Geheimer Hofrat, und glänzte durch Kraft, Lebendigkeit und reichen Inhalt seines Vortrags. Seine schon vorher ausgeübte Tätigkeit als Schriftsteller setzte er fort und errang sich den Ruhm eines unermüdlichen, gewissenhaften, der Wahrheit unter allen Bedingungen treuen Forschers. Zugleich war er rastlos für die Förderung der Montanindustrie tätig; seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß der zu Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts mit dem Auflösen bedrohte Bergbau am Harze nicht zum Erliegen kam und dadurch die Existenz zahlreicher Bewohner dieses Gebirges gesichert blieb. Hohen Genuß gewährten ihm auch seine weiten im Dienste der Wissenschaft unternommenen Reisen. Am meisten aber ging ihm das Herz auf, wenn er in der Rüstigkeit, die ihm noch im hohen Alter eigen war, von seinen Schülern gefolgt, forschend und zugleich lehrend durch das Harzgebirge wandern konnte.

Ein glückliches Heim wurde ihm von seiner Lebensgefährtin bereitet. Wenn jemals eine Frau für ihren Mann gelebt hat, so war es unsere Urgroßmutter Minette.

Ihr Gatte hatte wohl Sinn für alles Große in der Welt. Seine reiche Bildung bewahrte ihn vor einseitiger Fachgelehrsamkeit; er hatte in den Jahren der Reife besonders die Werke Lessings und Herders auf sich wirken lassen und unterhielt einen lebhaften Gedankenaustausch mit dem Vetter seiner Mutter, Friedrich Heinrich Jacobi, dem Philosophen; er pflegte nahe Freundschaft mit Männern wie Gauß, Weber, Wöhler, Blumenbach, Berzelius und besonders mit Ritter — sein Briefwechsel mit Ritter ist von seinem Schwiegersohne, dem Professor Wappäus, herausgegeben — sein von Jugend auf gepflegtes Musikverständnis brachte ihn in freundschaftliche Beziehungen

zu Spohr und Carl Maria von Weber. Die kleinen Gebiete des Lebens dagegen schienen außerhalb seines Gesichtskreises zu liegen.

Hier fand Minette ein unbegrenztes Wirkungsfeld. Sie war es, die heiteren Sinnes das Haus regierte, die die wachsende Schar der Kinder hütete, immer besorgt, daß die Kleinen dem Vater nur Freude und keinen Verdruß bereiten möchten, und die dennoch Verständnis für die Wissenschaften in genügendem Maße besaß, um den Kreis geistvoller Freunde mit Anmut des Abends um den Teetisch zu versammeln. Sie war es, die die ernste Natur des Mannes durch ihre anschmiegende Weichheit ergänzte.

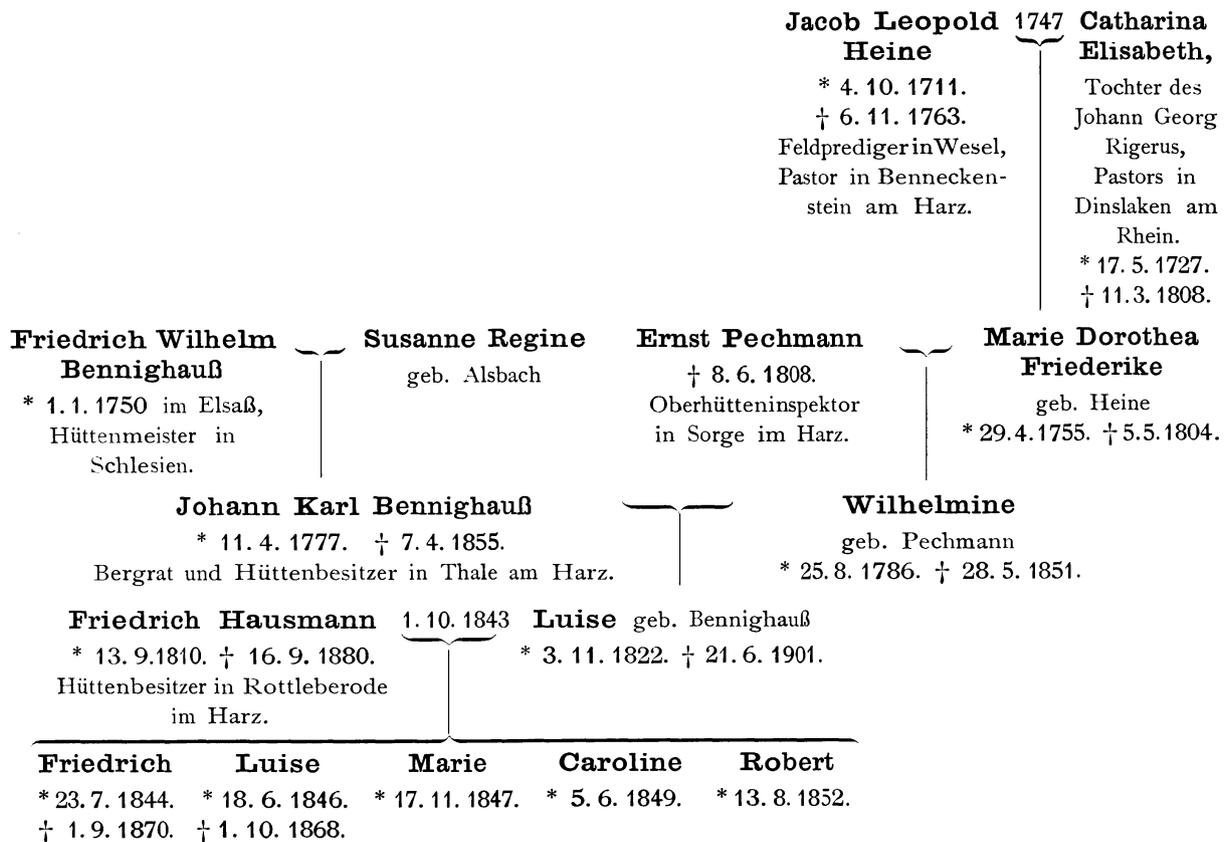
Freilich litt unter den zahllosen kleinen Sorgen, die auf ihr lasteten, selbst die im Hause sprichwörtliche Lüdersche Gesundheit ihres zierlichen Körpers. Ihr Köpfchen mit dem leichtergrauenden, einst hellblonden Lockenhaar neigte sich mit einem etwas wehmütigen Ausdruck. In späteren Jahren pflegte sie oft halb erschöpft und doch auch halb scherzend zu ihrem ältesten Sohne zu sagen: »Friedel, trag mich die Treppe hinauf!« dann nahm der hochaufgeschossene junge Mann sie auf seine starken Arme.

Sie starb im Alter von 54 Jahren am 8. März 1841. Ihr Gatte hat sie um 18 Jahre überlebt und schwer vermißt. Er starb am 26. Dezember 1859.

VII.

Unser Großvater Friedrich Hausmann und die Vorfahren seiner
Gattin Luise geborenen Bennighauß.

Das Haus unserer Großeltern Hausmann,
die Jugendzeit ihrer Kinder.



Unser Großvater Friedrich Ludolf Hausmann — er wurde Friedrich genannt — hatte die Freude an der Natur, die schon im Hause seines Großvaters Martin Bernhard Hausmann gepflegt worden war, von seinem Vater in reichem Maße geerbt. Es bestand daher für ihn kein Zweifel, daß er sich den Naturwissenschaften und im besonderen wie sein Vater der Mineralogie zu widmen hatte. Nach Vollendung seiner Studien wurde er hannoverscher Bergamtsassessor in Clausthal.

Hier lernte er Luise Bennighauß kennen, als diese mit ihren Eltern sich auf einer Reise durch den Harz befand.

Luises Großvater, Friedrich Wilhelm Bennighauß, war aus dem Elsaß, wo er am 1. Januar 1750 geboren war, nach Schlesien gezogen. Sein aus



Marie Dorothea Friederike Pechmann geb. Heine.



Ernst Pechmann.

seiner Ehe mit Susanne Regine geborenen Alsbach am 11. April 1777 hervorgegangener Sohn Johann Karl — sein Rufname war Karl — wählte, wie schon sein Vater es getan hatte, das Berg- und Hüttenfach zum Lebensberufe, rückte bis zum Hüttenmeister auf und erhielt später den Titel »Bergrat«, verließ aber, als er sich auf der Höhe seiner Schaffenskraft fühlte, den Staatsdienst, erwarb das Hüttenwerk Thale am Harz und brachte dieses zu einem schnellen Aufschwung. Er heiratete Wilhelmine, die am 25. August 1786 geborene Tochter des Oberhütteninspektors in Sorge im Harz Ernst

Pechmann und der Maria Dorothea Friederike geborenen Heine, Tochter des Pastors Jacob Leopold Heine in Benneckenstein im Harz, dessen Vorfahren seit dem 16. März 1607 mit dem zu Schneidlingen gelegenen Mannlehnshofe belehnt gewesen waren. Jacob Leopold Heine hatte, als er in seiner Eigenschaft als Feldprediger im Regiment des Grafen Dohna in Wesel stand, Catharina Elisabeth Rigerus kennen gelernt, deren Vorfahren seit drei Generationen Pastoren in Dinslaken am Rhein waren, und hatte sie im Jahre



Karl Bennighauß.

1747 geheiratet. Ein feines Damastgedeck, das zur Leinenaussteuer der Catharina Elisabeth Rigerus gehört hatte, befindet sich noch jetzt im Gebrauche ihrer Nachkommen.

Unsere Urgroßeltern Karl und Wilhelmine Bennighauß gründeten in Thale am Eingang des Bodetals eine idyllische Häuslichkeit, deren warmherzige Gastfreundschaft in weitem Umkreise hochgeschätzt wurde.

Die Berge des Harzes sind dort von den schönsten Sagen umwoben. Uns aber erzählt die brausende Bode noch mehr als andern. Denn unser geistiges Auge erblickt dort das liebliche Kind und das erblühende Mädchen, das unsere Großmutter geworden ist.

Luise Bennighauß wurde ihren Eltern am 3. November 1822 als einzige Tochter geschenkt, als deren einziger Sohn, Robert, schon 13 Jahre alt war und die Mutter Wilhelmine bereits ein Töchterchen verstorbener Freunde aus Schlesien, Marie Krigar, als Pflegekind an ihr Herz genommen hatte. Marie Krigar wuchs zwischen den beiden Geschwistern wie eine Schwester auf. Sie heiratete später einen bedeutenden Arzt, Dr. Schwalbe in Quedlinburg.

In herzlichem geschwisterlichen Verkehr mit dem Hause in Thale standen



Wilhelmine Bennighauß geb. Pechmann.

Wilhelminens Bruder, der Appellationsgerichtsrat Pechmann in Halberstadt und dessen Gattin Luise geborene Heine, die ebenfalls eine Enkelin von Jacob Leopold Heine und Catharina Elisabeth geborenen Rigerus war. Zu dem Töchterchen dieses Paares, Luise, trat die um 9 Jahre ältere Luise Bennighauß in ein schwesterliches Verhältnis, dessen innige Bande durchs ganze Leben unauflöslich bewahrt blieben. Luise Pechmann — Tante Luischen genannt — von deren ehrwürdigem Hause am Domplatze in Halberstadt sich reicher Segen auf Nah- und Fernstehende verbreitete, hat ihre Liebe rührend bewiesen, als über unsere Großeltern schwere Tage gekommen waren. Ihr Gedächtnis wird unter deren Nachkommen nie erlöschen.

Bald nach dem ersten Bekanntwerden besuchte unser Großvater Luise Bennighauß und deren Eltern in Thale.

Luise war von hellem Verstande und außergewöhnlich hoher musikalischer Begabung. Dies machte ihr die gelehrte und zugleich musikliebende



Catharina Elisabeth Heine geb. Rigerus.

Familie ihres späteren Gatten, unsers Großvaters Hausmann, besonders anziehend und sie selber darin seit ihrem ersten Erscheinen in Göttingen und Hannover heimisch.

Nach kurzer Verlobungszeit wurde das junge Paar in der im Garten in Thale erbauten Kapelle, deren Orgel Luise so oft von Bachschen Fugen hatte ertönen lassen, am 1. Oktober 1843 getraut.

Der Vater der Braut hatte im Hinblick auf deren Verheiratung mit einem Bergmann die Josefshütte in Rottleberode bei Stolberg gekauft. Schon vorher hatte er seinen Sohn Robert zum Teilhaber seiner Unternehmungen gemacht, ließ nun auch seinen Schwiegersohn, der zu diesem Zwecke aus dem Staatsdienste schied, eintreten und zog sich bald darauf von den Geschäften zurück.

In seinem arbeitsvollen Leben hatte er, unterstützt von der Herzensgüte seiner Gattin, sich allenthalben Liebe und Verehrung erworben; noch heute findet man die Bilder von Karl und Wilhelmine Bennighauß, besonders in den Bergmannshäusern, weit über den Harz verbreitet.

Unsere Großeltern zogen, nachdem ihre Hochzeit mit großem Glanze in einem an das Haus angebauten Zelte gefeiert war, ein in ihr trautes Heim in Rottleberode. Ihre Ehe wurde mit fünf Kindern gesegnet: Friedrich, geboren am 23 Juli 1844; Luise, geboren am 18. Juni 1846; Marie, geboren am 17. November 1847; Caroline, geboren am 5. Juni 1849 und Robert, geboren am 13. August 1852.

Die Großmutter Wilhelmine Bennighauß starb am 28. Mai 1851, zu früh, als daß ihre jetzt noch lebenden Enkel einen bleibenden Eindruck von ihr hätten gewinnen können. An den Großvater Bennighauß dagegen bewahren Marie und Lina eine teure Erinnerung als an einen Mann voller Güte, dem sie und ihre Geschwister die zutraulichste Zärtlichkeit ihrer kleinen Herzen entgegenbrachten. Sie besaßen das beglückende Bewußtsein, daß er sie lieb hatte. Ihre Erinnerung haftet, wie es nicht anders sein kann, an nebensächlichen Dingen, die aber in ihrer Weise doch bezeichnend sind.

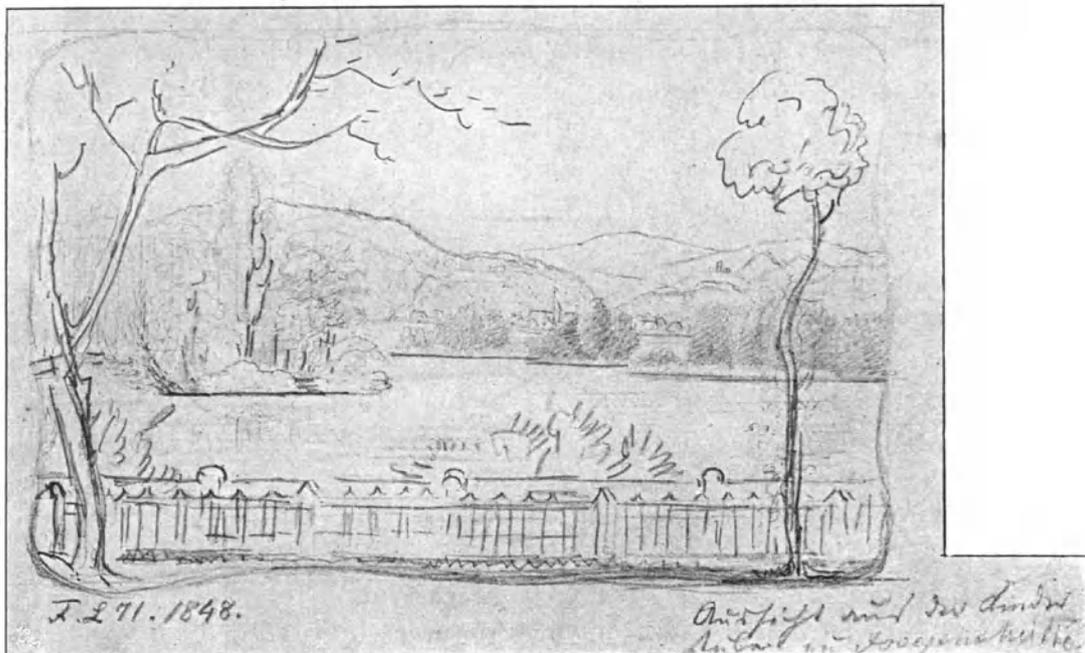
Sie wissen noch, daß er, wenn sie ihn besuchten, seinen Schrank aufschloß und ihnen einen Bonbon gab, daß er sie mit seinen ehrwürdigen, zitternden Händen auf den Stuhl ans Fenster stellte, um sie hinaussehen zu lassen. Auch daß er einen rührenden kleinen Hund »Joli« hatte, der ihm überall hin folgte und sich nur dann scheu zurückzog, wenn er zum Grabe seiner Gattin ging, die in der Gruft unter der Kapelle im Garten ruhte.

Er starb, umgeben von den Seinen, am 7. April 1855 im Alter von fast 78 Jahren. Seine starke Natur bereitete ihm einen langen Todeskampf. Als er fühlte, daß das Ende kam, zog er stumm sein Käppchen ab, hielt es zwischen seinen gefalteten Händen und verschied.

Den Kindern von Friedrich und Luise Hausmann boten sich von früh auf die edelsten Eindrücke dar und wirkten auf ihre empfänglichen Seelen.

Der Vater machte ihnen die Natur anschaulich. Er benannte jeden Stein, deutete jeden Vogelschlag, zeigte ihnen den Ameisenbau und ließ sie das im Morgentau glänzende Spinnennetz bewundern. Und dabei wußte er in ihnen wahre Liebe zu den Tieren zu erwecken, sodaß sie gern der Freude des Besitzes entsagten, um einem gefangenen kleinen Freunde die goldene Freiheit zurückzugeben. So machten sie sich ein Fest daraus, ein Eich-

hörnchen, das ihnen im Winter gebracht worden war, im Mai freizulassen. Sie fuhren mit Roberts Ziegenbockswagen an ihren Lieblingsplatz im Stolberger Tal und setzten dort das Tierchen an einen Buchenstamm. Es kehrte vom Baume noch mehrmals zu den untenstehenden Kindern zurück und lief ihnen über die Arme, als ob es sich nicht so schnell von ihnen trennen könne, bis es endlich in den Wipfeln verschwand. Auch lehrte sie der Vater, den Zeichenstift, den er meisterhaft führte, in der Hand, die Schönheit der Gegend im großen und kleinen aufzufassen: die sanften Linien der Berge, die Baumgruppen, das trauliche Elternhaus, den Hof, die Schmelzöfen und vor dem Schlößchen den Teich mit der malerischen kleinen Insel.



Aussicht aus der Kinderstube in Josephshütte.

Zeichnung unseres Großvaters Hausmann.

Lehrreich und heiter gestalteten sich die häufigen Fahrten über Land: in die umliegenden Dörfer zur Kirche, zur Ebersburg, nach Thale, nach Halberstadt und alljährlich zum Großvater Hausmann nach Göttingen. Lebhaft eingepägt hat sich ihnen die nächtliche Rückfahrt von einem Nachmittagskonzert in Sondershausen, als am Himmel der große Komet des Jahres 1858 stand, den der Vater den staunenden Kindern erklärte.

Es lag ein besonderer Reiz in der geschickten Leichtigkeit, mit der unsere Großeltern ein Stelldichein mit Verwandten und Freunden bald in Treseburg, bald auf dem Brocken, bald in Ilseburg zu Stande brachten, wie sie durch ihre herzliche Gastfreundschaft anregenden Verkehr in ihr Haus zu

ziehen wußten und wie sie ihre Kinder die Freude empfinden ließen, bei andern zu Gaste zu sein.

Von der Mutter hörten die Kleinen am Klavier die Meister der Tonkunst, schon als ihr kindliches Verständnis deren Größe noch kaum zu ahnen vermochte. Sie schliefen des abends ein, während von fern aus dem Musikzimmer Beethovensche Sonaten herübertönten oder Schubertsche und Schumannsche Lieder, die die Mutter mit klangvoller Stimme sang. So lebten sie von früh auf in der Musik. Wenn sie über die Felder wandelnd das Lied von der goldnen Abendsonne oder »Der Mond ist aufgegangen« durch den Frieden des Abends erklingen ließen, so war es, als seien diese Lieder eigens für diese Umgebung und für diese Kinder geschrieben.

Es war für sie mit ihren Eltern ein tiefer Schmerz, als sie ihre Heimat verloren.

Die Konjunktur verschlechterte sich für die Harzer Hüttenwerke. Die Steinkohle, die die westfälischen und schlesischen Werke zur Blüte brachte, konnte aus Mangel an Eisenbahnverbindungen nicht in den Harz geschafft werden, überdies wurde das Holz auf den zum Teil entwaldeten Bergen immer teurer. Es brachen daher dort gegen Ende der fünfziger Jahre sehr viele Hüttenwerke zusammen, mit ihnen auch die unsern Großeltern und dem Bruder unserer Großmutter gehörigen in Thale und Rottleberode.

Die Bewohner von Rottleberode und der ganzen Umgegend trauerten, als unsere Großeltern schieden. Sie hatten den edlen Geist, der von dem Hause ausging, verspürt, hatten den bedeutenden Sinn unserer Großmutter verehrt, an unserm Großvater einen klugen, treuen, wohlwollenden Freund gehabt und die Kinder jedes in seiner Art geliebt.

Unsere Mutter war damals erst zwölf Jahre alt. Was sie später in schweren und frohen Zeiten als heranblühendes Mädchen in Braunschweig erlebt, was sie in den die volle Anspannung der Energie erfordernden zwei Jahren in Hamburg, Baden-Baden und Karlsruhe, was sie an der Seite unsers Vaters in Straßburg und Berlin gewonnen hat, steht an Bedeutung naturgemäß weit über den Eindrücken der Kindheit. Dennoch haben ihr diese die unveränderliche Grundlage ihres Wesens verliehen. Als wir sie dreißig Jahre später auf einer Fahrt über den Harz an jene Stätte begleiteten, da sahen wir an der rührenden Deutlichkeit, mit der ihr alles vertraut geblieben war, daß hier der eigentliche Ursprung ihres reichen Gefühlslebens liegt, daß wir in Rottleberode, wie es die Heimat unserer Mutter ist, auch den klaren Quell der innigen Gesinnung finden, die uns von klein auf umgeben hat.

Unsere Großeltern, denen aus dem Zusammenbruch nur wenig geblieben war, zogen schweren Herzens im Herbst 1860 nach Braunschweig, wo sie verschiedene Anknüpfungspunkte hatten. Die beiden Söhne besuchten das Gymnasium. Fritz versprach trotz seiner jungen Jahre mit festem, ruhigem Sinn und praktisch klarem Verstande den Eltern früh eine Stütze zu werden. In Robert regte sich von Jahr zu Jahr mehr der unwiderstehliche Drang zum

Künstlertum und verlieh dem schon wegen seines Wesens und seiner Erscheinung überall geliebten Knaben einen Ausdruck, der die spätere Bedeutung des Mannes vorausahnen ließ. Marie und das blondlockige, schwärmerische Linchen gingen in die Pottsche Schule, die damals noch von Sophie Heusinger, der schon erwähnten Tante unsers Vaters, geleitet wurde. Luise, die vor kurzem in Göttingen eingesegnet war, stand der Mutter treu zur Seite



Luise Schulz geb. Hausmann

und sorgte unermüdlich für ihre jüngeren Geschwister, die mit Zärtlichkeit an ihr hingen.

Eines Tages — Hausmanns waren in Braunschweig noch wenig bekannt — wurde Marie von ihren Schulfreundinnen mit großem Eifer aus dem Klassenzimmer gerufen unter den Worten, draußen stehe ein wunderschönes Mädchen und wolle sie sprechen. Nicht ahnend, wer es sein könnte, trat sie heraus, erblickte ihre Schwester und erkannte plötzlich mit stolzer Freude, daß Luise

schön war. Die erhaltenen Bilder geben leider ihre edlen, klaren Züge und die Hoheit ihrer Erscheinung nicht wieder.

Es war der seelischen Spannkraft unserer Großmutter zuzuschreiben, daß die Familie trotz ihrer bedrängten Lage sich in der neuen Umgebung sogleich im besten Sinne zur Geltung brachte. Die musikalischen Abende, die mit kleinen Mitteln hergerichteten dramatischen Aufführungen und eine von ihr eingeführte Art zwangloser Geselligkeit waren bei den Braunschweiger Familien bald sehr beliebt. Durch die Aufnahme junger Mädchen aus zum Teil verwandten oder befreundeten Häusern besserten unsere Großeltern die äußere Lebenslage und durch Zuziehen der besten Lehrkräfte förderten sie zugleich die Ausbildung der eigenen Töchter.

Der 19. November 1861 war der Tag, an dem unser Vater seine späteren Schwiegereltern und deren älteste Tochter kennen lernte. Dies geschah in dem Hause von Frau Ida Hausmann, der in Braunschweig lebenden Witwe eines Vettters unsers Großvaters, die seit ihrer Mädchenzeit mit den Schwestern unsers Vaters befreundet war. Luise war damals fünfzehn, unser Vater einundzwanzig Jahre alt.

Vier Jahre später, am gleichen Tage, führte er sie zum Altare. Er hatte sich mit ihr acht Tage nach bestandnem großen Staatsexamen am 22. Juli 1865 verlobt und war am 4. Oktober darauf bei der Herzoglichen Eisenbahndirektion eingetreten. Aus dieser Ehe stammen von uns Geschwistern die beiden ältesten: Heinrich, geboren am 20. September 1866 und Luise, geboren am 19. Mai 1868. Erwähnenswert ist, daß Heinrich an dem Tage und auch um die Morgenstunde zur Welt kam, in der die siegreichen preußischen Truppen in Berlin einzogen, während unser Onkel Fritz, der in Berlin als Einjähriger bei den Franzern diente, am Brandenburger Tor Posten stand.

Das innige Familienglück der jungen Ehe bot unsern Großeltern in jenen arbeitsreichen Jahren immer wieder Trost und Erquickung. Unser Vater war besonders unserer Großmutter Rat und Hilfe in allen Schwierigkeiten, was die junge Gattin mit hoher Freude erfüllte.

In die Zeit der größten Sorgen fiel die Verlobung der jüngsten Tochter Lina mit dem jungen schleswiger Architekten Johannes Otzen, dem jetzigen Präsidenten der Königlichen Akademie der Künste, und der Entschluß der zweiten Tochter, Marie, sich zur Sängerin auszubilden, einerseits um ihrem Drange zur Kunst zu folgen, andererseits um ihrer Mutter helfen zu können; sie begann ihre Studien bei Julius Stockhausen in Hamburg und setzte sie bei Frau Viardot in Karlsruhe und Baden-Baden fort.

Fritz studierte in Berlin auf der Gewerbeakademie; Robert, der schon früh von dem bedeutenden Cellisten Theodor Müller vortrefflichen Unterricht genossen hatte, besuchte dort die neu gegründete Hochschule für Musik.

Im Herbst 1868 wurde Luise ihrem Gatten und den beiden Kindern

entrissen. Sie starb am Typhus am 1. Oktober, dem Tage der silbernen Hochzeit ihrer Eltern.

Mit Anfang des folgenden Jahres lösten unsere Großeltern ihren Haushalt in Braunschweig auf. Unsere Großmutter begleitete Marie nach Karlsruhe und Baden-Baden, um sie dort in ihrer Künstlerlaufbahn zu fördern und zu stützen. Lina folgte später nach. Unser Großvater nahm einen Auftrag der Universität Greifswald an, die große Mineraliensammlung seines Vaters, die von Göttingen dorthin verkauft worden war, zu ordnen. Er wurde bald darauf von dem dortigen historischen und archäologischen Vereine zum Konservator der Altertümer der Provinz Pommern erwählt.

Im Juni 1869 fand in Baden-Baden die Trauung Linas mit Johannes Otzen statt. Den wenigen, die in der kleinen Kirche anwesend waren, ist die liebliche Braut unvergeßlich geblieben, die während der Rede des Predigers ihren Arm vertrauensvoll in den Arm des stattlichen Bräutigams legte und so, an seine Schulter gelehnt, während der ganzen Feier verharrte. Die anfangs kleinen Verhältnisse des Paares wandelten sich bald durch die glänzenden Erfolge des zielbewußt aufstrebenden Mannes. Auch er hat seinen Schwiegereltern mit klugem Rat und tatkräftiger Hilfe zur Seite gestanden.

Unser Vater war am 17. Januar 1869 als Finanzsekretär etatmäßig angestellt worden und erhielt Anfang 1870 den Titel Assessor.

Marie änderte ihren ursprünglichen Plan, Konzertsängerin zu werden, gab wiederholten Aufforderungen des Generaldirektors Eduard Devrient und des Hofkapellmeisters Hermann Levy nach und ging unmittelbar aus dem Unterricht der Frau Viardot zur Hofbühne in Karlsruhe, was ihre Eltern, wenn auch zunächst nicht ohne Bedenken, doch mit Rücksicht auf den unantastbaren Ruf des unter Devrients Leitung auf hohe ideale Ziele gerichteten Kunstinstitutes gutheißten konnten. Ihre vortrefflich geschulte reine Stimme, ihr inniger, poetischer und zugleich begeisterter Vortrag, verbunden mit einer natürlichen Darstellungsgabe, errangen überraschend schnelle Erfolge in den führenden Rollen, die ihr gleich nach dem ersten Versuch übertragen wurden. »Was aber jedem zum Herzen sprechen mußte, war das ausnehmend Edle, Hohe und über alles Niedrige Erhabene ihres Auftretens«, so schrieb Johannes Brandis, ein Sohn von Caroline Brandis, geborenen Hausmann, der als Geheimer Kabinettssekretär mit der Königin Augusta von Preußen im Oktober in Baden-Baden gewelt hatte, an unsere Großmutter. Aber trotz des Feuereifers, mit dem Marie jede der neuen, in schneller Folge an sie herantretenden schönen Aufgaben erfaßte, sollte der Glanz der Laufbahn, die sich ihr auftat, in ihren Augen durch das Walten des Schicksals plötzlich seinen Wert verlieren.

Sie war zu Beginn der Sommerferien des Jahres 1870 mit ihrer Mutter nach Greifswald gereist, um dort den Vater zu besuchen, als im Juli der Krieg ausbrach und Fritz ins Feld rückte.

Es war immer die Hoffnung unseres Großvaters gewesen, daß Fritz das Gelingen werde, was er selbst nicht erreicht hatte. Und bei der inneren Festigkeit, mit der Fritz sich glücklich entwickelt und schon mannigfach bewährt hatte, und der Anerkennung und Zuneigung, deren er sich allgemein erfreute, schien begründete Aussicht vorhanden zu sein, daß der Lieblingsgedanke seiner Eltern, er werde dereinst das Hüttenwerk in Thale wieder übernehmen können, in Erfüllung gehe. Auch Fritz dachte gern an solche Möglichkeiten. Noch die letzten Worte, die er, als er in Berlin von seinen Eltern und Geschwistern Abschied nahm, an seine Schwester Marie richtete, bezogen sich auf das, was er in dieser Hinsicht zu unternehmen vorhabe, wenn er glücklich zurückkehre. Diese Hoffnungen gingen mit seinem teuren Leben verloren.

Als Unteroffizier der Reserve hatte er im 46. Regiment am 6. August nach einer unter strömendem Regen am Biwakfeuer stehend verbrachten Nacht bei Wörth des Mittags im Granatfeuer gestanden, dann am Sturm auf die jenseits des Dorfes ansteigenden Weinberge teilgenommen, gegen Abend, obwohl selbst von einem Streifschuß an der Seite getroffen — ein anderer Schuß war ihm durch den Helm gegangen — einen schwer verwundeten Freund ins Lazarett geschafft und, nachdem er selber verbunden worden war, die Nacht hindurch sich der Pflege der dort untergebrachten Kameraden gewidmet. Den Morgen nach der Schlacht beschrieb er in einem seiner Briefe folgendermaßen:

»Diesen Sonntag-Morgen werde ich nie vergessen. Die Wiesen waren »mit Biwaks bedeckt, auf den Wegen überall Wagen mit Proviant oder Verwundeten, welche noch hereingeschafft wurden. Von der Unzahl von Toten, »welche das weite Feld noch bedeckten, will ich Euch nichts weiter erzählen. »Nun denkt Euch aber ein wunderschönes, malerisches Thal dazu, mit Weinbergen und Obstbäumen auf der Seite, wo die Franzosen gestanden hatten, »mit Gärten und Feldern mit schönen Bäumen auf der unseren, dazu die »Sonne unter Wolken aufgehend und auf den Höhen die Regimentsmusiken, »Choräle und Trauermärsche spielend, dann das bunte kriegerische Treiben und »Ihr werdet Euch ungefähr die Eindrücke bilden, welche mich bestürmten.«

Noch an diesem Tage begannen die anstrengenden wochenlangen Märsche durch das östliche Frankreich. Am 11. August erhielt er seine Beförderung zum Vizefeldwebel. Im heißen Kampfe um Sedan beim Ansturm auf die Höhen von Floing, wo seine Kompagnie nach Verlust aller Offiziere von ihm geführt wurde, fiel er am Nachmittage des 1. September. Das Eiserne Kreuz, das ihm bestimmt war, hat er nicht mehr getragen, auch die für ihn schon ausgefertigte Ernennung zum Leutnant nicht mehr erfahren.

In dieser schweren Zeit stand den gebeugten Eltern und Geschwistern wieder unser Vater zur Seite und in diesen Schmerzenstagen schloß sich der Bund zwischen ihm und der Schwester seiner ersten Gattin. Er verlobte sich am 25. September mit Marie Hausmann. Diese schrieb am 8. Oktober an

ihre schon erwähnte Tante Luischen Pechmann: »Das Glück kann auch ernst »sein, das erfahre ich jetzt an mir, denn wenn auch alle bräutliche Freudigkeit »und Lust mir fern liegt, so erfüllt doch meine Seele eine tiefe innere Ruhe »und ein seliger Friede.« Die Hochzeit fand am 26. November in Greifswald statt. Fast genau neun Jahre zuvor, am 24. November 1861, hatte unser Vater sie an der Seite der Mutter und der Schwester in Braunschweig zum erstenmale gesehen.

Dieser Verbindung entstammen aus unserm Geschwisterkreise wir drei jüngeren: Friedrich, geboren am 7. September 1871, Hermann, geboren am 29. April 1873 und Marie, geboren am 29. Juni 1875.

Das Bild der verstorbenen Schwester unserer Mutter haben wir von klein auf gekannt und lieb gehabt, den Zusammenhang aber erst erfahren, als unser Verständnis gereift war. Wir sind aufgewachsen und bleiben in der Empfindung, daß zwischen uns und unsern älteren Geschwistern ein Unterschied in der Verwandtschaft nicht besteht.

Ihren Haushalt begründeten unsere Eltern in Straßburg im Elsaß.

VIII.

Unser Elternhaus.

Friedrich Schulz.
* 28. 2. 1795.
† 1. 6. 1864.

8. 10. 1820

Anna
geb. Heusinger.
* 15. 2. 1799.
† 29. 3. 1856.

Friedrich Hausmann.
* 13. 9. 1810.
† 16. 9. 1880.

1. 10. 1843

Luise
geb. Bennighauß.
* 3. 11. 1822.
† 21. 7. 1901.

Friedrich Schulz 19. 11. 1865
* 10. 9. 1840.

Luise 26. 11. 1870
geb. Hausmann.
* 18. 6. 1846.
† 1. 10. 1868.

Marie
geb. Hausmann.
* 17. 11. 1847.

Heinrich.
* 20. 9. 1866.
Königlicher Ober-
amtman in den
Hohenzollernschen
Landen

Luise.
* 19. 5. 1868.

Friedrich Hermann.
* 7. 9. 1871. * 29. 4. 1873.
Bankdirektor Dr. jur. Gerichts-
in Antofagasta. assessor.

Marie.
* 29. 6. 1875. ∪ 5. 4. 1897
Hermann Görz,
Direktor der Aktiengesellschaft
Siemens & Halske
in St. Petersburg.

∪ 18. 8. 1902
Elisabeth v. Szymonski.

Friedrich.
* 25. 6. 1903.

Maruscha. Georg. Anneliese.
* 8. 2. 1898. * 21. 10. 1899. * 13. 1. 1903.

Der Entschluß unsers Vaters, aus seinem engeren Vaterlande, mit dem unsere Familie durch so teure Erinnerungen verbunden ist, herauszutreten und Reichsbeamter zu werden, bedarf einer Erläuterung.

Die Sinnesart seines Vaters hatte, obwohl dieser es vermied, auf die Ansichten des Sohnes bestimmend einzuwirken, dessen Entwicklung naturgemäß stark beeinflußt. So sehr er aber dem Vater in seinen Anschauungen und den Grundlagen des Charakters glich, bedingte doch, zumal bei seiner frühen Selbständigkeit, der Umschwung der politischen Verhältnisse für ihn eine neue Lebensbahn, die übrigens auch wiederum gerade dadurch, daß sie nicht am alten haften blieb, dem vorwärts strebenden Geiste seines Vaters entsprochen haben würde.

Unser Großvater war unter treuem Festhalten an der monarchischen Autorität für eine stetig fortschreitende Entwicklung tätig gewesen. Das braunschweigische Land war durch das Ministerium, dem er angehörte, so gut verwaltet, daß es durch die Ereignisse des Jahres 1848 nur leicht berührt wurde; für die durch äußeren Anstoß hervorgerufene Bewegung lag ein tieferer Grund nicht vor, die klug geleitete, gesunde Entwicklung wurde lediglich für kurze Zeit in unruhige Schwankungen versetzt. Im Bewußtsein dieser Tatsache konnte unser Großvater jene Vorgänge ganz objektiv beurteilen, sodaß er weit davon entfernt war, den Schwärmereien der damaligen Zeit gegenüber irgendwelche Bitterkeit zu empfinden.

So hatte unser Vater einerseits schon an dem Beispiel seines Vaters stets vor Augen gehabt, einen wie reichen Schatz an Treue und politischer Klugheit ein gebildetes, auf alter Tradition fußendes Beamtentum seinem Fürsten zur Verfügung stellt, sich aber andererseits — ebenfalls ganz im Sinne seines Vaters — von jeder Voreingenommenheit ferngehalten, war den Ideen, die das neue Reich vorbereiteten, unbefangen gegenübergetreten und hatte an der Begeisterung für eine große Zukunft des Vaterlandes mit ganzer Freudigkeit teilgenommen.

Es vereinigte sich in ihm das berechnete Selbstgefühl des opferfreudigen Beamten mit dem Blick für die kommende Zeit, in der der Stern kleinstaatlicher Souveränität vor dem aufgehenden Tagesgestirn erblassen mußte.

Zu seiner Entscheidung, in die Verwaltung der braunschweigischen Staatsbahn einzutreten, war er daher durch die Aussicht mitbestimmt worden, daß dieser Beruf ihm Gelegenheit bieten könnte, aus engen kleinstaatlichen Verhältnissen herauszukommen.

Als die Verhandlungen über den Verkauf der braunschweigischen Staatseisenbahnen an eine Privatgesellschaft schwebten, hatte er sich im Juni 1870 um Übernahme in den preußischen Staatseisenbahndienst beworben. Noch bevor hierüber eine Entscheidung getroffen war, veranlaßte ihn der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, bei dem preußischen Handelsminister um Verwendung bei der Verwaltung der okkupierten französischen Eisenbahnlinien nachzusuchen.

So gelangte er nach Straßburg an einen Posten und in eine Umgebung, in der die Begeisterung für das neu zu schaffende Reich in den reinsten Flammen loderte. Die Arbeit, die er hier fand, entsprach seinen Wünschen so sehr, daß er auf den ihm nach Beendigung des Krieges freigestellten Eintritt in die preußische Staatseisenbahnverwaltung verzichtete und ebenso die vorteilhaften Anerbietungen zweier Privateisenbahngesellschaften ablehnte. Eine teure Erinnerung an diese Zeit ist unserm Vater das Eiserne Kreuz.

Unsere Mutter, die ihm, kaum zwei Monate nach der Einnahme der Stadt, unmittelbar vom Traualtar an die Stätte seiner neuen Tätigkeit folgte, teilte freudigen Herzens seine Gesinnung. Dies sind die Gedanken und Empfindungen, unter denen wir von Kindesbeinen an Vaterlandsliebe gelernt haben. So kommt es, daß wir bei aller Verehrung, die wir für die edlen braunschweigischen Herzöge empfinden, denen unsere Vorfahren dienten, das Reich stets über die Einzelstaaten gestellt haben, und daß wir später unter Beibehaltung der braunschweigischen Staatsangehörigkeit auch von ganzem Herzen Preußen geworden sind.

Unser Vater war im Oktober zum Mitgliede der in Straßburg errichteten Eisenbahn-Betriebskommission I bestellt worden. Er hatte vier Tage Urlaub genommen, um unsere Mutter in Greifswald zu heiraten und sie in die zunächst recht unwirtliche Häuslichkeit zu führen.

Die Kinder Heinrich und Luise blieben unter der Obhut ihrer treuen Pflegerin Frau Siedentopp in Braunschweig zurück, da es nicht ratsam erschien, sie mit in die unruhigen Verhältnisse der durch das Bombardement schwer geschädigten Stadt zu nehmen. Die Häuser, die noch standen, waren von Kugeln zerkratzt und durchlöchert. In der Wohnung unserer Eltern wurden die notdürftig ausgebesserten Schäden der Wände durch Möbel verdeckt. Diejenigen Fensterscheiben, die nicht ganz unentbehrlich waren, blieben infolge des Mangels an Glas lange Zeit hindurch unersetzt. Die strenge Kälte des Kriegswinters machte sich daher auch im Hause fühlbar. Überdies lebte die Bevölkerung in der Hoffnung, der Krieg werde sich noch zugunsten Frankreichs wenden; wiederholt verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, man habe bereits vom Münsterturme aus die anrückenden Truppen Bourbakis gesehen. Bei dieser Stimmung hielt es schwer, ein geordnetes Hauswesen zu führen, und nur mit Mühe gelang es unserer Mutter, eine gewisse Behaglichkeit herzustellen. Das Schlimmste aber waren

die Krankheiten, die durch die zahlreichen Gefangenen und Verwundeten eingeschleppt wurden; einen furchtbaren Anblick gewährten die an vielen Häusern der Stadt angebrachten Schilder mit der Inschrift: „Ici règne la petite vérole“ und die Gefahr der Ansteckung war sogar — trotz aller Vorsicht — einmal erschreckend nahe.

Der Frühling brachte den Frieden und aus Braunschweig die beiden Kinder. Diesen ist, obwohl sie erst im Alter von 4¹/₂ und 3 Jahren standen, der Eindruck, den die zerschossenen Häuser und die Trümmerhaufen auf sie machten, unauslöschlich geblieben. Sie erinnern sich, daß sie auf den Brandstätten mit Schlacken spielten. Wie Gespenster standen die zerfetzten und nur spärlich grünenden Ulmen auf den Wällen, und als die Kinder später wieder gesunde Bäume sahen, fielen sie Heinrich als etwas Sonderbares auf.

Als Friedrich kurze Zeit nach dem Jahrestage der Schlacht bei Sedan geboren wurde, waren unsere Eltern und unsere Großmutter, die aus Greifswald gekommen war, sich in ihrer Freude sogleich darüber einig, daß er seinen Namen auch nach dem führen solle, um dessen Tod der Schmerz noch so frisch war.

Heinrich fand frühzeitig Gelegenheit, seinen vaterländischen Sinn zu betätigen, als er wegen seiner Pickelhaube, die der kleine Bruder ihm »mitgebracht« hatte, von den Gassenjungen, den sogenannten »Wackes«, mit dem Spottruf, »Prussien, Prussien!« verfolgt, tapfer seinen kleinen Säbel zog.

Die schwierigen Verhältnisse, die in Straßburg auch nach dem Friedensschlusse obwalteten, führten dort die Deutschen aller Kreise zu einem innigen Zusammenschluß. Die exponierte, fast vorpostenartige Stellung der einzelnen spannte in einem jeden die besten Kräfte an, wie im Berufe so auch im ganzen Leben.

Zur Feier des deutschen Christfestes in der Thomaskirche sang unsere Mutter zur Orgel die trauten deutschen Weihnachtslieder; sie ließ zur Weihe der neugegründeten Universität im Mai des Jahres 1872 das Solo im Chor: »Der Herr ist groß in seiner Macht!« aus der Haydn'schen Schöpfung ertönen und trug, so viel sie es vermochte, das deutsche Lied in die dem Deutschtum wiedergewonnene Stadt.

Da unsere Mutter die erste, und eine Zeit lang sogar die einzige deutsche Frau in Straßburg war, so wurde das Haus unserer Eltern früh bekannt und sie nahmen bald eine Stellung ein, die sie bei ihrer Jugend sonst nicht so leicht hätten erringen können. Es verkehrten bei ihnen die bedeutendsten Männer: der frühere badische Minister von Roggenbach, der Oberpräsident von Möller, der Bezirkspräsident (spätere Oberpräsident) von Ernsthausen, die Professoren Baumgarten, Schmoller und Scherer; anregenden freundschaftlichen Verkehr pflegten sie vor allem mit den Ehepaaren Simson und Broicher, besonders nahe Beziehungen bestanden zu den Familien des schon erwähnten Generals Julius von Hartmann, der damals Gouverneur von Straßburg war, und des Generaldirektors der Eisenbahnen Hermann Mebes.

Nach diesen beiden hochverehrten Männern wurde ich, der jüngste Sohn, Julius Hermann genannt.

Die Betriebskommission, der unser Vater angehörte, hatte nach und nach die Eisenbahnen im Elsaß, vorübergehend auch weiter westlich die Linien bis Nancy, Epinal und Belfort in Betrieb genommen. Als die endgültige Organisation der deutschen Eisenbahnverwaltung in den Reichslanden erfolgte, wurde er am 31. Dezember 1870 zum Kaiserlichen Eisenbahn-Direktor und Mitglied der Generaldirektion der Eisenbahnen in Straßburg ernannt und war in dieser Stellung zunächst Dezernent für das Beförderungswesen und den Gütertarif. Als solcher hatte er insbesondere die Aufgabe, das Verkehrswesen in den industriell hochentwickelten Reichslanden wieder zu ordnen und an Stelle der unterbrochenen Beziehungen zu Frankreich neue Verbindungen mit dem altdeutschen Vaterlande anzubahnen. Die pachtweise Übernahme der Wilhelm-Luxemburg-Bahn brachte neue interessante Arbeit. Diese Tätigkeit setzte ihn auch vielfach in Verbindung mit den Handelskammern in Mülhausen, Straßburg und Metz und mit den ersten elsässischen, lothringischen und luxemburgischen Industriellen, zum Teil ungewöhnlich tüchtigen Männern. Nur wenige von ihnen waren im Herzen deutsch-freundlich gesinnt, aber im eigenen Interesse waren sie alle mehr oder minder auf die deutsche Eisenbahnverwaltung angewiesen, und so hielt es nicht schwer, gute Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen. Hierher gehört auch die damals in Straßburg vorgenommene Errichtung einer ständigen Vertretung der Verkehrsinteressenten bei der Generaldirektion der Eisenbahnen, eine Einrichtung, die allmählich bei allen Staatsbahnverwaltungen in Deutschland, zum Teil auch in außerdeutschen Ländern nachgeahmt und mehrfach sogar gesetzlich geregelt worden ist. Die Fortschritte, die die Veröhnung gerade in jenen Jahren machte, erfüllten auch die Beamten der Eisenbahn mit freudigem Stolze.

So sehr unserem Vater dieses praktische, unmittelbare Schaffen zusagte, war es ihm doch erwünscht, nach einigen Jahren das Dezernat für Etats- und Kassenwesen zu übernehmen und sich auch mit diesem Zweige der Verwaltung völlig vertraut zu machen.

Unsere Eltern betrachten ihren Aufenthalt in Straßburg als eine un-
gemein wichtige Epoche ihres gemeinsamen Lebens und sind, wenn sie die vielen großartigen und erhebenden Eindrücke, die sie dort empfangen haben, in der Erinnerung vorüberziehen lassen, fast erstaunt, daß dieser Lebensabschnitt einen verhältnismäßig nur kurzen Zeitraum umspannt. Noch war die jüngste von uns Geschwistern, Marie, nicht zwei Jahr alt, als wir nach Berlin übersiedelten.

Unser Vater wurde am 29. März 1877 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im damaligen Reichskanzler-Amt für Elsaß-Lothringen in Berlin ernannt und zugleich mit dem Referate für Eisenbahnsachen im

Reichskanzler-Amte beauftragt. Als im Sommer 1879 ein besonderes »Reichsamt für die Verwaltung der Reichseisenbahnen« errichtet und der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten zu dessen Chef ernannt wurde, erhielt er neben seinem Reichsbahnreferat bald auch ein solches im Ministerium der öffentlichen Arbeiten über das Verkehrs- und Tarifwesen der westlichen Direktionen und hatte insofern an der Verschmelzung der verstaatlichten Privatbahnen mit dem alten Staatsbahnnetze mitzuwirken. Seit April 1879 ist er stellvertretender preußischer Bevollmächtigter zum Bundesrate. Am 15. März 1883 wurde er zum Geheimen Oberregierungsrat befördert. Seit dem 16. Juni 1887 leitet er das Reichs-Eisenbahn-Amt. Die bei dessen Errichtung im Jahre 1873 und in der nächstfolgenden Zeit von dem ersten Reichskanzler verfolgten weitausschauenden Pläne waren auf Widerstand gestoßen und Fürst Bismarck hatte deshalb den Schwerpunkt seiner Eisenbahnpolitik nach Preußen verlegt, wo der frühere Präsident des Amtes, Maybach, als Minister der öffentlichen Arbeiten allmählich die größeren Privatbahnen mit glänzendem Erfolge in den Besitz des Staates überführte. Das Reichs-Eisenbahn-Amt war in die zweite Stelle geschoben und wurde von dem ältesten Rate geleitet. Als dieser 1887 in den Ruhestand trat, wurde unser Vater gegen seinen Wunsch vom Reichskanzler mit der undankbaren Aufgabe betraut, die Präsidialgeschäfte zu führen. Merkwürdigerweise war es dann eine der letzten Amtshandlungen des ausscheidenden Kanzlers, wieder den Anstoß zu einer Hebung des Amtes zu geben, indem er den Kriegsminister in einer wichtigen, die Landesverteidigung betreffenden Angelegenheit an das Reichs-Eisenbahn-Amt als die zuständige oberste Reichsbehörde verwies und dieses mit der Vornahme der nötigen Untersuchungen und Verhandlungen beauftragte. Unter dem neuen Reichskanzler, Grafen v. Caprivi, besserte sich die Stellung des Amtes weiter und unser Vater wurde am 15. Dezember 1890 zum Präsidenten ernannt. Als Caprivi im Herbst 1894 zurücktrat, sagte er ihm zum Abschiede, er habe es mit dem Reichs-Eisenbahn-Amte gut im Sinne gehabt, müsse das nun aber seinem Nachfolger überlassen. Auch der dritte Kanzler, Fürst Hohenlohe, war unserm Vater ein wohlwollender Chef, dem er immer für gütige Aufnahme zu danken hatte. Der Fürst liebte jedoch keine energischen Maßnahmen und pflegte beim Vortrage von Differenzfällen einer anzustrebenden gütlichen Verständigung den Vorzug zu geben. Immerhin war, zumal bei dem Bestehen der besten Beziehungen zu allen am Eisenbahnwesen beteiligten Bundesregierungen, ungeachtet der in den Verhältnissen begründeten mannigfachen Schwierigkeiten eine gedeihliche Amtsführung möglich geworden. Am 28. Mai 1898 wurde unser Vater zum Wirklichen Geheimen Rate mit dem Prädikate »Exzellenz« ernannt.

Eine seinem Berufe nahestehende ehrenamtliche Tätigkeit ist ihm dadurch erwachsen, daß er von der im Herbst 1899 in Berlin gegründeten Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats gewählt wurde. Als solcher nahm er an vielen Schnellfahrten auf

der Versuchsstrecke der Militärbahn und auch an der denkwürdigen Fahrt vom 6. Oktober 1903 teil, wobei zum erstenmale eine Geschwindigkeit von mehr als 200 km in der Stunde erreicht wurde. Wie sein Vater durch den Bau der ersten Staatsbahn den großen Aufschwung des Verkehrs mit herbeigeführt hat, so steht auch er fördernd an der Spitze eines für die Fortentwicklung des Verkehrswesens vielleicht epochemachenden Unternehmens. Der Kaiser, der die Fortschritte mit steigendem Interesse verfolgt hatte, verlieh ihm als Zeichen seiner besonderen Anerkennung am 27. Januar 1904 die Brillanten zum Kronenorden erster Klasse.

Im Laufe der Jahre hat unser Vater, um fremde Völker und auswärtige Eisenbahneinrichtungen kennen zu lernen, sämtliche Länder Europas mit Ausnahme der Balkanhalbinsel, sowie die Vereinigten Staaten von Amerika bereist.

Unsere Mutter hatte in Berlin die hohe Freude, in den ersten musikalischen Kreisen, denen sie besonders auch durch ihren Bruder nahesteht, dauernd Anregung zu empfangen. In ihren ersten Studien wurde sie gefördert durch Frau Professor Elise Breiderhoff. Die gemeinsame Arbeit führte ihre gleichgestimmten Seelen zu einer treuen Freundschaft.

An unsere eigentliche Vaterstadt Braunschweig bewahrt von uns Geschwistern nur Heinrich eine Erinnerung. Luise hat aus ihrer Kinderzeit von ihrer Geburtsstadt keine Vorstellung, hingegen erinnert sie sich an den Umzug nach Straßburg: es steht ihr vor Augen, wie unser Vater sie und Heinrich in Frankfurt über die Schienen der Eisenbahn trug und unsere Mutter ihnen bei ihrer Ankunft auf der Straße entgegenlief. Für beide ist Straßburg von dem lieblichen Glanze der Kinderjahre umgeben. Friedrich bewahrt ein Bild von Straßburg aus den Tagen des Abschieds von dort; er weiß, wie unsere Mutter mit ihm und den beiden älteren Geschwistern auf die Plattform des Münsters gestiegen war, um den Kindern die breite Ebene, die fernen Gebirge, die sie in schönen Sommermonaten besucht hatten, und auch die Nester der Störche, die damals zum Jubel der Kleinen die Stadt in Scharen besiedelten, noch einmal zu zeigen. Für mich beginnt, abgesehen von ganz schwachen Eindrücken, die Erinnerung, ebenso wie für Marie, erst in Berlin.

Von allem, was auf unsere Entwicklung von Einfluß gewesen ist, steht an erster Stelle der Geist treuer Pflichterfüllung, den wir im Elternhause walten sahen. Daneben boten sich uns mannigfaltige Eindrücke: auf unsern Reisen ins Gebirge und an die See, durch den Hinweis auf die Natur, durch die Betrachtung des Sternenhimmels mittels des vom Großvater Schulz stammenden Fernrohrs, durch unsere frühe Bekanntschaft mit den deutschen Klassikern und anderen Dichtern, aus denen unser Vater gern vorlas. Besonders aber wurde unser Empfinden geweckt durch die schönen Kinderlieder, die unsere Mutter mit uns sang, während wir uns an sie schmiegen.

Helle Freude brachte uns das häufige Zusammensein mit unsern Großeltern Hausmann, die seit dem Jahre 1876 mit ihrem Sohne Robert in Berlin lebten, und mit unsern Otzenschen Verwandten, unsrer geliebten Tante Line, unserm Onkel Johannes und deren fünf Kindern: Anna, Robert, Mieke, Line und Lotte. Oft trafen wir in den verschiedenen Häusern zusammen, und an unsern Onkel Robert hing sich dann jubelnd die ganze Schar seiner Nichten und Neffen.

Von den Festen, die unsere Kinderzeit schmückten, steht uns besonders eins in lebhafter Erinnerung; es war das Martinsfest, das uns aus dem Hause unserer Urgroßeltern Bennighaus überkommen war. Diese Feier ließ uns in ihrer Anwendung auf Martin Luther die Reformation schon früh in einer geheimnisvollen Weihe erscheinen. Das eigenartige Gepräge dieser Martinstage ist uns unvergeßlich: die Martinsgans mit den gebratenen Äpfeln, vor jedem Platze eine Kerze, die mit einem auf die Reformation bezüglichen Bilde geschmückt war, und die Feierlichkeit, die in den Reden der Erwachsenen und in den Vorträgen der älteren Enkel lag, die von uns Kleinen zwar nicht verstanden, aber doch als etwas Schönes und Wichtiges erkannt wurden.

Im Glanze dieser Martinstage erscheint uns auch die Gestalt unseres Großvaters Hausmann besonders lieb. Nach seinem am 16. September 1880 erfolgten Tode verschwanden die Martinsfeste. Es wäre allen zu schmerzlich gewesen, sie ohne ihn zu begehen.

Als unsere Großmutter den teuren Gatten zur letzten Ruhe bestattet hatte, ahnte sie nicht, daß ihr noch zwei Jahrzehnte reichen Lebensglückes beschieden sein sollten. Im Scherze zitierte sie nicht selten den Spruch: »Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.« Dies wurde für sie in gewissem Sinne Wahrheit.

Sie fand in dem innigen Zusammenleben mit ihrem über alles geliebten Sohne Robert einen neuen Lebenszweck, dessen Erfüllung ihr eine hohe Freude gewährte, und in dem Verkehr mit den großen Künstlern und hervorragenden Menschen, die sie gastlich empfing: Frau Clara Schumann, Joachim, Brahms, Waitz, Curtius, Werner von Siemens, später von Maybach und viele andere, einen Lebensgenuß, wie ihr nach geistiger Anregung und edler Freundschaft dürstendes Herz ihn ersehnt hatte.

Auch als sie am 11. September 1894 den Platz an der Seite ihres Sohnes freudig bewegt an dessen Gattin, Helene von Maybach, die Tochter des Ministers, abgetreten hatte und ihrem vorgeschrittenen Alter entsprechend ihre einstige Elastizität zu ermatten begann, bewahrte sie ihre geistige Regsamkeit. Die Willenskraft, die sie in rastloser Arbeit bewiesen hatte, trug noch im Alter ihren zitternden Körper. Sie wollte dem Leben nicht entsagen, wollte an der Künstlerlaufbahn ihres Sohnes, an dem vielseitigen, reichen Leben ihrer Kinder teilnehmen, und genoß die edelsten Freuden bis in ihre letzten Tage.

Als ein hohes Glück empfand sie es, daß Helene ihrem Gatten außer einer Tochter, nach ihr selbst Luise genannt, am 2. April 1900, dem Jahrestage der Geburt des Ahnherrn Werner Bernhard, auch den Hausmannschen Stammhalter schenkte, der in der Taufe nach seinem Großvater und Urgroß-



Friedrich Ludolf Hausmann.

vater den Namen Friedrich und nach seinem Paten, dem kunstsinnigen Herzog von Sachsen-Meiningen, den Namen Georg erhielt.

Die wachsende Schar der Enkel und Urenkel umspielte sie, während die Ehrwürdigkeit ihrer Erscheinung durch die Last der Jahre noch erhöht wurde. Die Kleinen, für deren Lippen das Wort „Urgroßmutter“ zu schwer war, hatten für sie den Namen „Urmutter“ und damit das richtige Wort ge-

funden. Sie war in Wirklichkeit die Urmutter und bildete in der stillen Weihe, die in ihrem Wesen lag, den Mittelpunkt der Familie bis an ihr friedliches Ende.

Sie war zu Besuch in Wannsee bei ihrer Tochter Lina Otzen. Die



Luise Hausmann geb. Bennighauß.

Fedor Encke pinx. 1883.

poetische Stimmung, die deren Heim stets umgab, lag über dem Hause ausgebreitet. Sie wandelte durch den Garten und freute sich an dem herrlichen Sommerabend, als die Sonne für sie zum letzten male unterging. Am nächsten Morgen entschlief sie, wohl unbewußt, in den Armen ihrer Tochter; es war am 21. Juli 1901.

Fünf Jahre vorher hatte sie noch in voller Rüstigkeit an einem Feste teilgenommen, das in der Geschichte unseres Hauses einen Markstein bildet: die Feier der silbernen Hochzeit unserer Eltern.

Die grüne Hochzeit hatte durch die schwere Zeit, in die sie fiel, einen ernsten Charakter gehabt; um so festfreudiger öffnete am



Luise. Friedrich. Heinrich. Marie. Hermann.
Vater. Mutter.

Nach einer im Dezember 1895 aufgenommenen Photographie.

26. November 1895 die silberne das Haus den Verwandten und zahlreichen Freunden.

Uns Kindern war die Aufgabe zugefallen, auf einer im Saale errichteten Bühne das Leben und Wirken unserer Eltern durch heitere Aufführungen zu feiern.

Ein vor den Vorhang tretender Herold, dessen Schild unser Wappen zeigte, deutete nach einigen Worten der Begrüßung das Wappentier scherzhaft mit den Versen:

»Und mit Fug und Recht ist als Wappenvogel der Kranich
Eurem Schilde verliehn: Über der Vögel Gewühl
Schreitet stolz er dahin, an Länge sie weit überragend;
Gleichen ihr Schulzen doch ihm, ernsten Charakters sowohl
Als erhabner Gestalt, ich gedenke besonders der Beine;
Rühmt sich der Vater mit Recht, stehn ihm die Söhne nicht nach.«

Er schilderte Vaters frohe Kinderzeit, dann seine Taten auf der Hirschgasse in Heidelberg. Vaters Leistungen als Hochtourist leiteten über zu dem Edelweiß, das er sich fürs Leben errungen habe, das jetzt neben ihm prange, dessen Stimme davon zeuge, daß es hoch im Gebirge die Engel habe singen hören. Er deutete an, was die Kinder zur Feier des bedeutungsvollen Gedenktages vorbereitet hätten, und schloß mit der Versicherung, daß der Kranich seines Wächteramts auch ferner walten werde:

»Treulich wird er dem Wappen als Wächter die Ehre bewahren,
Wie er es immer getan, daß die Jahrhunderte durch
Ungetrübt er strahle, daß Sprößlinge grünen und wachsen
Und mit breitem Geäst prange der wackere Stamm.«

Das nun folgende Festspiel begann mit einem Duett, das die beiden Schwestern sangen, während sie die Bühne mit Blumen schmückten, wobei ihnen die drei hinzutretenden Brüder behilflich waren. Im Laufe des Dialogs ergab sich für jeden von uns Geschwistern ein kleiner Vortrag, so unter anderm folgendes Lied, das darauf Bezug nahm, daß unsere Mutter in Rottleberode ein Schäfchen ihr eigen genannt hatte:

»Ein Mädchen ist mir wohlbekannt
Im weißen Sommerkleide,
Das führte einst am blauen Band
Ein Lämmchen auf die Weide,
Und wenn in Rätseln ich zu sprechen scheine
So weiß doch meine Mutter, wen ich meine.

Du führtest auch in späterer Jahre Lauf
So manches Lämmlein noch am Band,
Zwei Schäfchen und drei Böcklein zogst Du auf,
Hast sie gepflegt mit sanfter Hand,
Sie kannten Deine Stimme, ach! so gut
Und fügten gern sich Deiner treuen Hut.

Nun wurden Deine Böckchen groß,
Es stehen alle Türen offen,
Die enge Aufsicht sind sie los,
Es geht hinaus mit Wagen und mit Hoffen,
Doch ob sie Hörner haben, Deine Hand
Führt immer, immer sie am blauen Band.«

Als der Vorhang sich zum zweiten Male öffnete, zeigte die Bühne fünf der höchsten Berge, die unser Vater erstiegen hatte, als eine auf erhabenen Sitzen tronende Versammlung von Königen: Mont Blanc, Monte Rosa und Roseg wurden von uns Brüdern, die Jungfrau und die Bernina von den



Marie Schulz geb. Hausmann.

Hugo Vogel pinx. 1904.

Schwestern dargestellt. Unser Gespräch charakterisierte die Eltern mit den Worten:

»Wo königlich der Adler kreist,
Erblickt den Vater ihr zumeist;
Wo einsam nur die Gemse springt,
Die Mutter sich vom Felsen schwingt.«

Ein drittes Stück zeigte, wie drei Teufel, wir Brüder, von zwei Engeln, den beiden Schwestern, gefangen und zur Beichte gezwungen wurden, in der zutage kam, daß verschiedene kleine Verdrießlichkeiten im Hause nicht von den Kindern, sondern von diesen Teufeln verursacht worden seien.

Den Schluß bildete ein fünfstimmiger Chorgesang zum Preise des Silberhochzeitspaares.

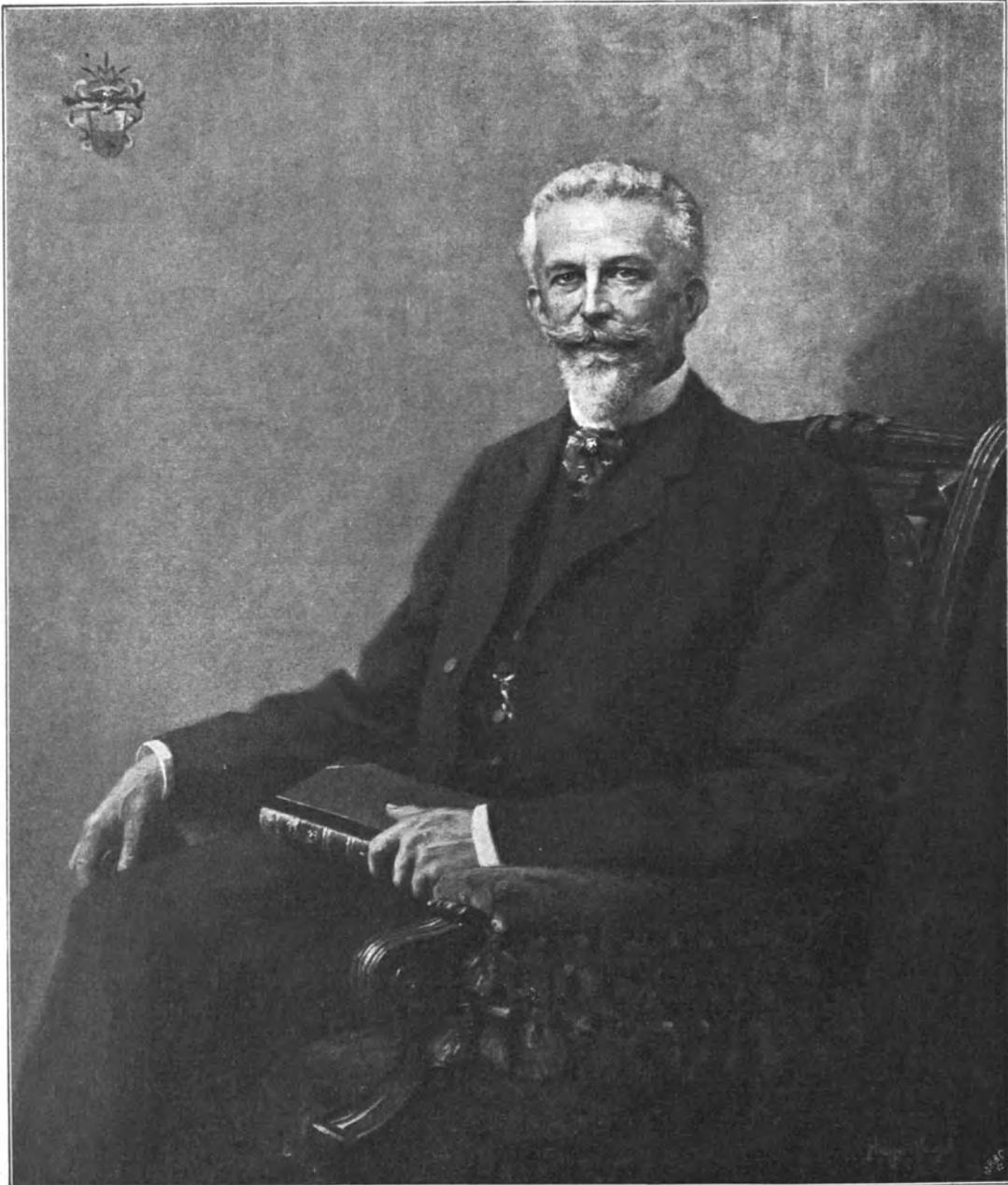
Wie sehr dieses Fest für unser Haus einen Abschluß gebildet hatte, zeigte sich, als am ersten Weihnachtstage des Jahres 1896 Marie sich mit Hermann Görz verlobte und im nächsten Frühling ihrem Gatten nach St. Petersburg folgte — die Hochzeit war am 5. April —, als Friedrich, der nach Ablegung des Abiturientenexamens in Ausübung seines Kaufmannsberufes zuerst in Bremen und dann als Beamter der Deutschen Bank in Berlin und London tätig gewesen war, im Februar des Jahres 1900 nach Chile ging — er leitet in Antofagasta die Filiale der Deutschen Überseeischen Bank —, und Heinrich im Januar 1902 sich mit Elisabeth von Szymonsk verlobte, um nach der am 18. August desselben Jahres gefeierten Hochzeit mit ihr nach Haigerloch in Hohenzollern zu ziehen, wo er schon seit einiger Zeit das Oberamt verwaltete. Auch ich bin, seit die juristische große Staatsprüfung hinter mir liegt, immer seltener daheim.

Jene silberne Hochzeit hatte uns Kinder vereinigt, um zum letztenmale gemeinsam das Elternhaus als solches zu feiern, und hatte so das Licht unserer Jugendzeit noch einmal in einem hellen und warmen Brennpunkte gesammelt. Jetzt klingen nicht mehr die Cherubinischen Terzette, noch die vierstimmigen Tiroler Lieder, noch wird der Schuhplattler getanzt. Unter dem Weihnachtsbaum versammelt sich nur ein kleiner Kreis, und wenn zu Sylvester der Punsch in einem Kessel auf dem Herde abgebrannt ist, so klingen nur noch vier Gläser zusammen.

Unser Elternhaus bleibt zwar in seinem äußeren Glanze unverändert und begrüßt einen vornehmen und vielseitigen Freundeskreis, wir Kinder aber sind nicht mehr in seinen trauten Räumen vereinigt, und schon vertreten vier Enkel eine neue Generation: Maruscha, Georg und Anneliese Görz und der am 25. Juni 1903 geborene Friedrich Schulz, Heinrichs Sohn, der erste von denen, die unsern Stamm fortpflanzen sollen. Daher schien es wünschenswert, die Geschichte unserer Familie aufzuschreiben.

Dies mußte geschehen mit der Liebe und dem Stolz, den wir Nachkommen empfinden, wenn wir auf die hervorragenden Männer blicken, die unsern Namen zu hohen Ehren gebracht haben, nicht minder auf die tüchtigen Gelehrten vom Stamme Heusinger, den Forscher Johann Friedrich Ludwig Hausmann, den tatkräftigen Ahnherrn Werner Bernhard Hausmann, den weisen Johann Friedrich Jacobi und alle die anderen verehrungswürdigen Männer und bedeutenden und liebenswerten Frauen, als deren Enkel wir uns bekennen dürfen.

Es schien wichtig, den weit verzweigten Wurzeln unserer Familie nachzuspüren, die in den letzten Jahrhunderten auf mannigfachen Gebieten deutsche



Friedrich Schulz.

Hugo Vogel pinx. 1903.

Kultur aufgesogen und gefördert haben, und uns der guten Traditionen, die in ihr walteten, bewußt zu werden; zu sehen, wie in dem Hause unseres Urgroßvaters Schulz sich die feine Lebensart und das gewissenhafte Haus-

halten, das er von seinen pflichttreuen Vorfahren überkommen hatte, mit dem lebenslustigen Wesen der Tochter eines Kaufmannshauses vereinigte; wie der Sohn dieses Paares, unser Großvater, sich seine Frau aus dem Hause Heusinger erkor, wo edle Sinnesart ihre Heimat hatte; wie unser Vater seine Familie im Geiste seiner Eltern gründete und wie die Töchter Hausmannschen Stammes in das Haus mit seinen bewährten Beamten-traditionen eine neue Welt von Gedanken und Empfindungen führten, die unsere Gemüter in der Kindheit vollkommen beherrschte, bis bei reiferem Verständnis die ernstesten Gestalten der Schulzischen Vorfahren den ihnen gebührenden Einfluß auf unsere Entwicklung gewannen.

Es war also die Zeit gekommen, um alle diese teuren Überlieferungen und leuchtenden Vorbilder in einem Buche zu vereinigen. Sie werden einem jeden von uns eine Richtschnur sein und uns untereinander verbunden halten.

